1,70 DM / Band 461

Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

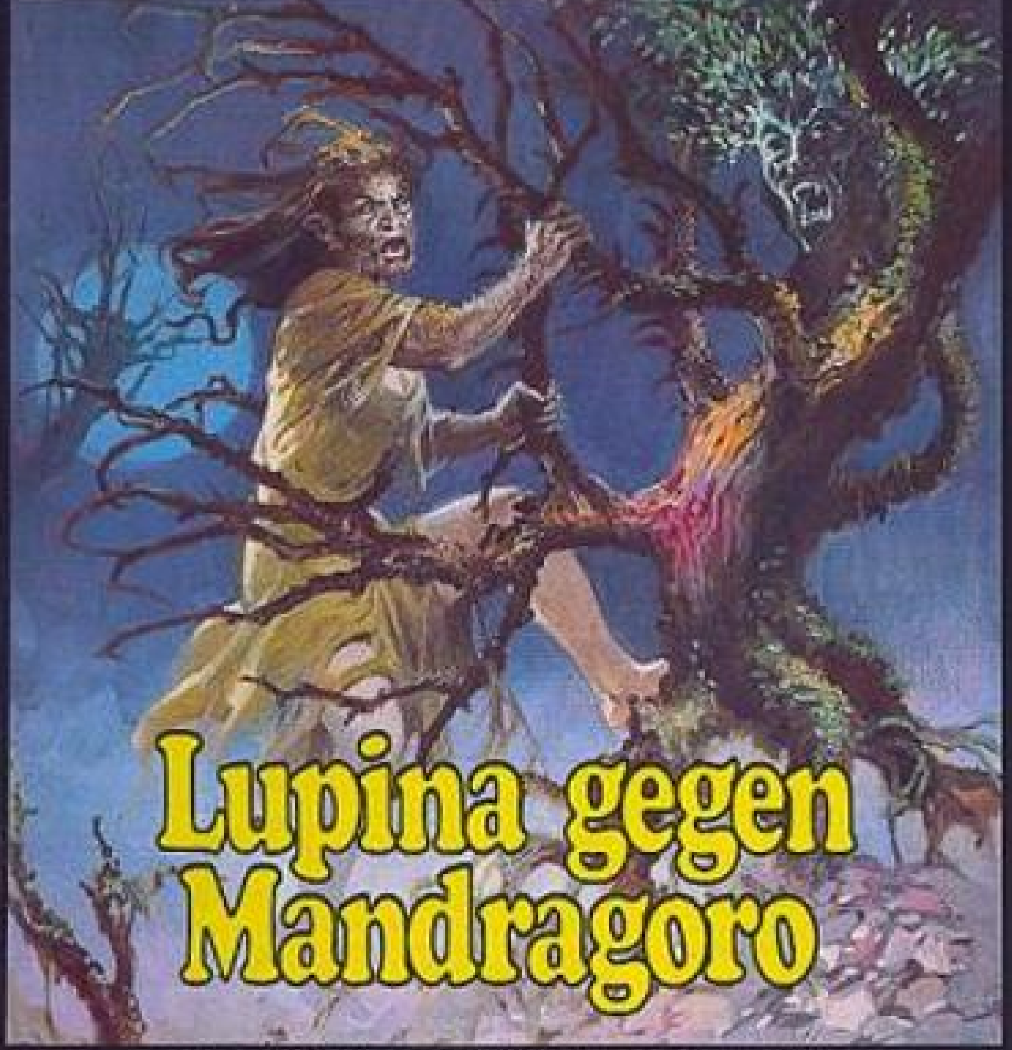
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Lupina gegen Mandragoro

John Sinclair Nr. 461

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 05.05.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Lupina gegen Mandragoro

Vor den Menschen waren die Wölfe!

So steht es geschrieben, so ist es gesagt worden. Sie sind immer die Stärkeren gewesen, sie haben diejenigen Arten und Rassen überlebt, die schwächer waren.

Und sie werden noch sein, wenn es die Menschen nicht mehr gibt!

Manchmal, wenn die Nächte besonders dunkel sind und der Mond als blasse Scheibe am Himmel steht, hört man in den einsamen Weiten ferner Länder ihr Heulen.

Dann schleichen sie aus ihren Verstecken, schauen mit kalten, gelbgrünen Augen durch die Finsternis, lauern auf Beute, schlagen blitzschnell zu und fressen sich satt…

Aber nicht nur die Vierbeiner, die von den Menschen gejagt werden, auch andere werden die Zeiten überdauern, und bei ihnen war es genau umgekehrt. Sie jagten die Menschen.

Als eine Elite oder besondere Mutation unter den Wölfen sahen sie sich gern an, und die Menschheit hatte ihnen bereits einen Namen gegeben.

Werwölfe!

Es waren die Diener der Nacht, die Boten des Mondes, der durch sein kaltes, für sie magisches Licht Sorge trug, daß sie sich verwandeln konnten. Manchmal vom Mensch in den Wolf.

Dann hallten die klagenden Töne über einsame Waldlichtungen und wurden vom Wind in die Ferne getragen. Wer diese Laute als Mensch hörte, suchte das Weite.

Es lag noch nicht lange zurück, als sich die Werwölfe zu einer Allianz vereinigen wollten und bereits eine Führerin gewählt hatten.

Lupina, die Wölfin mit dem Silberfell und dem menschlichen Gesicht. Sie hatte die auf der Erde lebenden Kreaturen um sich geschart, um sie dem großen Ziel entgegenzuführen.

Aber es gab Widerstände. Besondere Personen erhoben sich und kämpften gegen die Brut an. Lupina mußte Niederlagen hinnehmen, wurde zurückgeschmettert, und auch ihre große Gefolgschaft an Bestien kam nicht so zum Zuge, wie Lupina es ihnen ausgemalt hatte.

Die Niederlagen häuften sich. Ihre Gegner gewannen immer mehr an Boden, und Lupina wurde zurückgeschlagen. Sogar ihren Sohn, der sie hatte unterstützen sollen, verlor sie, und diese Tatsache konnte der Vater des Sohnes nicht länger hinnehmen.

Er war die Gestalt über Lupina. Er war der Wolf der Wölfe, der selbst in ihren Kreisen schon Legende war.

Sein Name: Fenris, der Götterwolf!

Für ihn gab es nur ein Gesetz. Er wollte und mußte die Macht der Wölfe stärken. Das konnte er aber nicht mit einer schwachen Lupina.

Fenris zog die Konsequenz. Nach einer großen Niederlage auf dem Schiff der Bestien schickte er Lupina in die Verbannung.

Sie flehte um Gnade, aber Fenris kannte kein Pardon. Er wußte von ihrem Haß auf John Sinclair, und wenn er sie besonders strafen wollte, schickte er sie wieder auf die Erde. Nicht als Bestie oder als existente Person, sondern als magische Projektion, in der sie Angst verbreiten sollte, aber keine Niederlagen hinzunehmen brauchte.

Für die Königin der Wölfe war dies mehr als frustrierend, aber Fenris ließ nicht mit sich reden. Bis zu dem Zeitpunkt nicht, als ihm auffiel, daß es ohne Lupina an der Spitze auch nicht besser lief. Da war aus den Wölfen ebenfalls keine Allianz geworden. Im Gegenteil, ein Gegner war ihnen noch erwachsen. Ein Mann aus Sibirien. Chririakow, der Werwolf-Jäger. Also begann Fenris nachzudenken,

doch über seine Gedanken informierte er Lupina vorerst nicht.
Er ließ sie schmachten und verzweifeln.
Sie gab aber nicht auf, bat und flehte Fenris an, ihr einen Platz auf der Welt zuzuweisen, und Fenris, der Mächtige, lachte sie nur aus, aber er fragte gleichzeitig.
»Wo willst du denn hin?«
»In seine Nähe«, lautete die dumpfe Antwort.
»Meinst du John Sinclair?«
»Ja.«
»Also das Gebiet, das die Menschen England nennen?«
»So ist es.«
»Ich werde es mir überlegen«, erwiderte Fenris und ließ Lupina weiterhin schmoren. Er hatte jedoch durch seine Worte so etwas wie eine kleine Hoffnungsflamme in ihr hochkommen lassen.
Aber Lupina mußte warten, da kannte Fenris kein Pardon. Und so lauerte sie weiter auf eine Chance, bis Fenris eines Tages abermals zu ihr kam und sogar blieb.
Lupina hatte sich verändert. Die lange Strafe war an ihr nicht spurlos vorübergegangen. Ihr sonst so wunderschön glänzendes Fell besaß zwar noch einen Glanz, doch er war stumpf geworden und mit grauem Lavagestein zu vergleichen. Auch in den Augen lag nicht mehr der Ausdruck, den man von ihr kannte. Ihr Kampfeswille war verloren. Sie konnte das Gesicht eines Menschen besitzen und den Körper eines Wolfes. Zu diesem Zeitpunkt war sie nur mehr die Wölfin.
»Lockt dich die Erde?« fragte Fenris, die mythologische Gestalt. Er war prächtig anzusehen, pechschwarz, mit großen, fast glühenden Augen.
»Das weißt du doch.«
»Und du hast dein Ziel nicht vergessen?«
»Nein. In Sinclairs Nähe will ich.«
Die Augen des Götterwolfes glühten. »Das wäre vielleicht eine Chance für dich, Lupina.«
Plötzlich spannte sich ihre Haltung. »Meinst du dies ernst?« fragte sie sofort.
»Ja.«
»Wann und wo?«
»Langsam, nicht sofort. Ich werde erst noch darüber nachdenken und dann wiederkommen.«
Er ließ Lupina allein, die an ihrer Neugierde und der noch höher keimenden Hoffnung fast erstickte.
Für sie begann praktisch der schlimmste Teil der Strafe, denn Fenris hatte nicht davon gesprochen, sie als schaurige Projektion auf die Erde zu schicken.
Wieder begann das Warten. Diesmal verschlimmerte es sich noch.

Lupina wußte, daß Fenris etwas vorhatte, aber er gab ihr nicht einmal die Chance, es zu erraten.

Bis er sie zu einem dritten Gespräch holte, das sehr harmlos begann. Fenris wollte natürlich nicht zugeben, daß es ohne Lupina besser gelaufen war, und die Königin der Wölfe wußte davon nichts.

Sie nahm eine reuige, beinahe demütige Haltung an, als sie vor dem Vater ihres toten Sohnes stand.

»Hast du dich entschieden?« fragte Fenris plötzlich.

»Wofür?«

»Ob du in meiner Welt bleiben willst oder lieber auf die Erde zurückkehrst.«

»Ist das eine Frage?«

»Dann willst du nach England?«

»Ja, ich will.«

Fenris schaute sie starr an. »Bist du auch bereit, Opfer auf dich zu nehmen?«

»Ja.«

»Dann gebe ich dir einen Platz in England, der zu deiner Heimat werden könnte. Ich sage bewußt könnte, denn du mußt ihn dir erst erkämpfen. Menschen haben ihm Schreckliches angetan, sie zerstörten ein Stück Natur, aber sie rechneten nicht mit dem, der die Natur unsichtbar für die Menschen zusammenhält. Er ist bereits da, um sich zu rächen. Er will einen toten Wald zum Leben erwecken, das Gebiet, das ich dir zugeteilt habe.«

»Wer ist es?«

»Ein Dämon, der sich Mandragoro nennt. Herrscher der Pflanzenwelt, Natur-Dämon, der nicht alles hinnimmt, was die Menschen in seinem Reich anrichten.«

»Er soll mein Feind sein?«

»Er wird es zwangsläufig werden müssen, weil du seine Diener bekämpfen mußt, die das Gebiet für sich beanspruchen. Verstehst du das?«

»Noch nicht.«

»Du wirst es noch begreifen, wenn ich euch erst einmal dorthin geschickt habe.«

»Euch?« fragte sie lauernd.

»Ja, es gibt noch jemand, dem ich die Chance gebe, sich zu bewähren. Auch eine weibliche Person und jemand, den du kennst, aber nicht leiden kannst, wie ich weiß. Dennoch müßt ihr zusammen den harten und schweren Weg gehen.«

»Wer ist es?«

»Morgana Layton, die Menschenwölfin!«

In Lupinas kalten, hellen Augen schienen plötzlich Blitze zu leuchten. Ja, sie kannte Morgana Layton. Sie wußte genug von ihr, um sie zu

hassen. Morgana Layton war für sie eine Verräterin. Sie hatte es in der Hand gehabt, den Todfeind John Sinclair zu töten, doch sie hatte es nicht getan. Seit dieser Zeit haßte Lupina die Menschenwölfin, die manchmal sehr grausam sein konnte, aber zu viele menschliche Züge aufwies, wie sie in der Werwolf-Schlucht gezeigt hatte, denn da hatte sie auch das Leben des Geisterjägers gerettet.

»Kann ich sie nicht töten?«

Fenris lachte fauchend. »Natürlich kannst du sie töten. Vorausgesetzt, du schaffst es. Aber ich an deiner Stelle wäre froh, sie zur Seite zu haben. Eure Gegner sind stark.«

Lupina schüttelte ihren Schädel. »Mandragoro wird mich nicht vernichten können und auch seine Diener nicht. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich würde es dir gönnen, daß du wieder einen Stützpunkt in seiner Nähe findest.«

Die Werwölfin legte den Kopf schief. »Du hast ihn, den Geisterjäger, erwähnt. Befindet er sich auch dort?«

»Ja.«

Die Augen der Werwölfin strahlten plötzlich einen harten Glanz ab. »Das ist gut, das ist sogar sehr gut.«

»Und er hat noch einen Nachteil dir gegenüber, Lupina. Er wird gegen alle kämpfen müssen. Gegen Mandragoro, die kleinen Monstren, die einmal Menschen gewesen waren, und gegen euch.«

»Auch Morgana?«

»Es liegt an dir, Lupina, dafür zu sorgen.«

»Das werde ich, Fenris, darauf kannst du dich verlassen…«

***

Ein irrer Schrei zitterte durch den Keller!

Ausdruck des Triumphes und einer satanischen Freude, die die Frau empfand, denn sie hatte den Schrei ausgestoßen.

Wie ein Phantom war sie aus der Dunkelheit des Kellers erschienen, und sie hatte den Mann im Licht seiner kleinen Lampe zusammenbrechen sehen. Einen Mann, den sie töten wollte, einen Reporter, der sich auf die Seite ihres Gatten geschlagen hatte. Der lag bereits tot vor den Treppenstufen, und mit der gleichen Waffe sollte auch der Reporter aus London umgebracht werden.

Ronny, ihr Sohn und gleichzeitig ein Monstrum hatte es nicht sofort geschafft. Er hatte die Klinge zwar auf diesen Conolly geschleudert, leider nur die linke Schulter getroffen und nicht den Hals.

Jetzt lag der Verletzte auf dem Boden, und Ronny, das Monster, hatte bereits zum Sprung angesetzt, um den Rest zu erledigen.

Ronny war einmal ein normales Kind gewesen, durch schreckliche Umstände aber hatte es sich verändert und war zum Monstrum

geworden.
Es flog heran.
Durch Bills Schulter tobten die Schmerzen. Sie zogen sich bis in die linke Hand, so daß selbst die Finger behindert wurden.
Aber er besaß noch seine Beretta!
Die Messerklinge war abgeprallt, weil sich die Haut des Monstrums als zu widerstandsfähig erwiesen hatte. Würde eine geweihte Silberkugel mehr erreichen?
Bill feuerte.
Er hatte die rechte Hand ein wenig gedreht. In der Dunkelheit des Kellers sah er das kurze Aufflammen des Mündungslichts, und die Kugel schlug gegen den heranfliegenden Körper.
Ein harter Schlag traf das Monstrum, brachte es aber nicht aus seiner Sprungrichtung. Bill zog die Beine an und stieß sie wieder vor. Es waren reine Reflexbewegungen. Er erwischte das kleine, höllisch gefährliche Monstrum auch, und es gelang ihm, Ronny wieder zurückzukatapultieren. Er hörte das Fauchen, der Körper klatschte auf den Kellerboden und überschlug sich dort.
Bill wußte nicht, ob er Ronny voll erwischt hatte, aber er besaß noch einen zweiten Gegner.
Ronnys Mutter!
Sie hatte voll mit einem Sieg gerechnet. Um so geschockter war sie, daß Bill die Auseinandersetzung fast für sich entschieden hatte. Sie war nicht in der Lage, sich zu rühren.
Der Reporter entwickelte fast übermenschliche Kräfte. Obwohl das Messer noch in seiner Schulter steckte, gelang es ihm, auf die Beine zu kommen. Bei dieser Bewegung schien der linke Arm in Flammen zu stehen, so stark waren die Schmerzen geworden, und Bill preßte sich mit dem Rücken gegen die Kellerwand, während er gleichzeitig auf die Frau zielte.
»Macht Licht!« befahl er.
Edna Seymour rührte sich erst, als er dieser Forderung mit der Waffe in der Hand auf brutale Weise Nachdruck verlieh.
Diese Sprache verstand Edna. Sie hatte gesehen, daß man auf Ronny feuerte, und sie glaubte nicht an leere Drohungen. Also ging sie zum Schalter, der nicht weit entfernt war.
Wieder wurden die trüben Lampen hell und gaben ihr blasses Licht ab, das den Keller einigermaßen erleuchtete.
Bill holte schwer Luft. Er hatte den Mund weit aufgerissen, seine Augen brannten, der Mund war verzogen, und er schluckte. Warm rann das Blut aus seiner Schulterwunde. Er hätte die Klinge am liebsten hervorgerissen, aber er wußte nicht, ob das überhaupt gutging.
Edna stand neben der Treppe. Das wirre Haar umzitterte ihren Kopf.

Ebenso wirr waren die Worte, die sie ausstieß. »Ronny!« flüsterte sie. »Mein Ronny. Nein, du darfst nicht tot sein. Du sollst überleben, du mußt überleben! Nur das ist es, was ich will. Bitte, du kannst doch nicht…«

Ronny bewegte sich. Sie hörten beide sein Schnaufen oder Grunzen und vernahmen auch das Schaben, als sich Ronny über den Boden drückte. Edna begann zu lachen. »Er kommt!« schrie sie plötzlich. »Er hat der Kugel widerstanden, wie schön.«

Bill Conolly durchfuhr es eiskalt. Der Kugel widerstanden, das war der entscheidende Satz gewesen. Einem geweihten Silbergeschoß war es nicht gelungen, Ronny zu vernichten.

Wieso?

Bill kannte die Regeln. Gegen Dämonen eines niederen Standes reichten die geweihten Silberkugeln durchaus. Höhere Wesen lachten darüber nur. Gehörte dieses Monstrum etwa zu den Mächtigen, oder besaß die Haut vielleicht eine so gewaltige Stärke, daß sie sogar gegen geweihtes Silber resistent war.

Durchaus möglich. Zudem brauchte dieses Monstrum nicht unbedingt ein dämonisches Wesen zu sein. Es waren ja äußere Einflüsse gewesen, die es gezeichnet hatten.

Giftsprüh…

Ronny stand auf. Bill konnte es kaum fassen. Er zog sich an der Wand hoch und machte den Eindruck eines Wesens, das aus einer tiefen Bewußtlosigkeit erwacht ist. Er war noch ein wenig durcheinander, hatte seine Bewegungen nicht richtig unter Kontrolle, und Bill war klar, daß er auf verlorenem Posten stand.

Es gab nur eine Chance für ihn.

Die aber fand er nicht im Keller, sondern in seinem Wagen, der vor dem Haus stand.

Noch hatte er Zeit. Ronny kümmerte sich nicht um ihn, und auch dessen Mutter hatte nur Augen für das Monstrum und achtete momentan nicht auf den Reporter.

Bill versuchte es.

Jeder Schritt bereitete ihm Schmerzen, obwohl das Messer in seiner Schulter steckte und nicht im Bein. Doch die Erschütterungen jagten durch seinen Körper.

Edna feuerte ihren Sohn an. Sie stand breitbeinig vor der untersten Treppenstufe. Für ihren toten Mann hatte sie nicht einen Blick mehr übrig. Er war bereits von ihr abgehakt worden.

»Ja, Ronny, mein Liebling. Komm zu mir, zeig es ihnen allen. Beweise ihnen, wie mächtig du bist…« Diese Frau war völlig außer sich und wollte auch noch mehr sagen, als sie plötzlich neben sich den Schatten des Reporters sah.

Sie drehte hastig den Kopf.

Da schlug Bill bereits zu. Der Berettalauf erwischte die Frau auf der Schulter. Es war ein harter, trockener Hieb gewesen, und die Augen der Frau wurden plötzlich starr. Sie taumelte zur Seite, brach gleichzeitig in die Knie und ächzte schwer.

Bill aber räumte sie mit einem Kniestoß aus dem Weg, spürte das heiße Brennen in der linken Schulter und machte sich daran, die Treppe zu erklimmen. Der Reporter hatte zu kämpfen. Sein Gesicht glänzte schweißnaß. Weit stand sein Mund offen. Er holte gierig Luft und gab nicht auf.

Die Lampe hatte er in die Jackentasche gesteckt, auch jetzt die Beretta, weil er die rechte Hand freihaben wollte. Schwer fiel sie auf die Klinke, rutschte leicht ab und berührte mit dem Ballen auch den innen im Schloß steckenden Schlüssel.

Bill zog ihn hervor. Er schaute nicht mehr zurück, obwohl hinter ihm die Frau keifte und Ronny anfeuerte, den Mann endlich zu verfolgen. Aber Ronny war noch nicht so in Form, wie er es sich wohl gern gewünscht hätte. Die Aufprallwucht der Kugel mußte bei ihm wohl einen leichten Schock hinterlassen haben.

Bill hämmerte seine Fußspitze gegen die Tür und schaute zu, wie sie sich öffnete.

Er taumelte in den Flur, hämmerte die Tür wieder zu und schob den Schlüssel ins Schloß. Zweimal konnte er ihn herumdrehen, dann hatte er sein erstes Ziel erreicht.

Das Messer steckte auch weiterhin in seiner Schulter, aber es war durch die Bewegungen weiter aus der Wunde gerutscht und sah so aus, als würde es kippen.

Bill faßte sich ein Herz und riß das Messer hervor. Noch einmal durchflutete Schmerz seine Schulter und auch den Arm. Blut rann stärker aus der Armwunde, Bill holte ein Taschentuch hervor und preßte es darauf.

Wieder mußte er sich gegen die Wand lehnen. Zwar wühlte der Schmerz in seinem Arm, dennoch konnte er seine Überlegungen nicht stören. Bill dachte daran, daß er nur einen kurzen Zeitaufschub erreicht hatte. Wenn das Monstrum und seine Mutter durch die Waschküche liefen, konnten sie im Garten an der Außentreppe ins Freie gelangen und somit auch ins Haus. Bis das geschehen war, mußte Bill sein eigentliches Ziel erreicht haben. Er lief durch den Flur. Seine Schritte waren schwer geworden. Blut hatte sich an den Fingerspitzen der linken Hand gesammelt und tropfte zu Boden, so daß sein Weg gezeichnet war.

Doch es gibt Momente im Leben eines Menschen, wo man über sich selbst hinauswächst. So ähnlich erging es Bill Conolly. Es gelang ihm, Kräfte freizumachen, die tief in seinem Innern schlummerten. Für ihn kam es darauf an, das Ziel zu erreichen.

Nur das zählte…

Seine Beine waren schwer geworden. In den Knien spürte er das große Zittern, die Füße schleiften müde über den Boden, aber der Reporter erreichte die Haustür und zog sie auf.

Die Sonne hielt sich hinter den Dächern versteckt. Wind war aufgekommen und wehte bunte Blätter über die Straße. Nicht weit entfernt hörte er Kinderlachen. Die Jungen und Mädchen hatten ihren Spaß daran, durch einen gewaltigen Blätterhaufen zu laufen und das Laub dabei mit Händen und Füßen in die Höhe zu schaufeln.

Bis zum Porsche war es nicht weit. Bill mußte nur den Vorgarten durchqueren. Er hielt sich dabei nicht auf dem normalen Weg, sondern lief quer über das Beet.

Sein Gesicht war verzerrt. Der Schmerz zeichnete sich deutlich in den Zügen ab. Irgendwann würde er zusammenbrechen, das war dem Reporter klar. Er hoffte nur, es so lange wie möglich hinausschieben zu können.

Bill hatte einiges an Kleidung mitgenommen. Auch mit Waffen war er ausreichend versorgt. Die goldene Pistole war sein Trumpf.

Er hatte die klobige Waffe nur nicht eingesteckt. Sie befand sich in einem Behälter, den er unter dem Handschuhfach des Beifahrersitzes befestigt hatte. Bill brauchte nur die vordere Klappe aufzuziehen, dann konnte er in den Behälter greifen und die goldene Pistole an sich nehmen.

Das tat er auch!

Die Finger der Rechten umschlossen den Griff. Die Waffe sah irgendwie harmlos aus, erinnerte fast an eine besonders große Wasserpistole, mit der Kinder so gern spielten.

Doch niemand sollte sich täuschen. Die Flüssigkeit, die in der Waffe schwappte, war brandgefährlich. Sie stammte vom Planeten der Magier und bestand aus einem Material, das ghoulähnlich war.

Im Prinzip noch schlimmer, denn es tötete Dinge ab, die andere Waffen nicht geschafft hatten.

Zwangsläufig mußte sich Bill tief bücken, um an die Waffe zu gelangen. Für einen Augenblick war er nachlässig und stützte sich mit der linken Hand ab.

Der Schmerz war grausam. Er durchtobte seinen Arm. Bill kam es vor, als hätte man ihn in eine Schraubzwinge gepreßt. In seine Augen traten Tränen. Er hätte sich am liebsten quer über die Sitze gelegt.

Bill riß sich zusammen, kam wieder hoch und steckte die goldene Pistole in den Gürtel.

Auf der anderen Seite gingen zwei Frauen vorbei, die bedruckte Einkaufstüten trugen. Sie schauten scheu herüber und sahen einen Mann, der sich umdrehte und abermals das Haus ansteuerte.

Sein Gang war steif, die Schritte gleichzeitig schwankend. Bill lief

wie ein noch nicht ausgereifter, ferngelenkter Roboter, hielt sich trotz allem auf den Füßen.

Vor der Haustür blieb er für einen Moment stehen. Sein Luftholen glich einem scharfen Zischen.

Die Tür war nicht wieder zugefallen, Bill konnte sie aufstoßen.

Mit ihr zusammen taumelte er in den Hausflur, schrammte fast mit seiner verletzten Schulter an der Wand entlang und konnte sich nur unter großen Mühen fangen.

Bis zur Küche hatte er es nicht weit. Niemand hielt sich dort auf. Sie war leer wie auch der Flur. Bill taumelte hinein. Er stierte den Küchentisch an, auch den Stuhl, der der Tür genau gegenüberstand.

Am Hängeschrank stützte er sich ab, drehte sich dann und ließ sich schwerfällig auf die Sitzfläche fallen.

Abermals durchströmte der Schmerz seine Schulter. Er trieb ihm wieder das Wasser in die Augen.

Verbissen preßte Bill die Zähne zusammen. Mit der rechten Hand holte er die goldene Pistole hervor. Als er ihren Griff zwischen den Fingern spürte, fühlte er sich etwas wohler.

Der Reporter hob den Arm wieder an und legte die Hand auf den Tisch. Die Pistole hielt er dabei fest wie einen letzten Rettungsanker. Die Mündung wies direkt auf die Küchentür.

So wartete der Reporter…

***

Dreimal hatten wir das unheimliche Heulen gehört, und wir waren uns sicher, daß es nur von einem Werwolf stammen konnte. Mein Freund Suko schaute mich noch immer an und wiederholte seinen letzten Satz. »Werwölfe«, flüsterte er, »die haben uns gerade noch gefehlt.« Er schüttelte den Kopf.

»Ich begreife einfach nicht, was sie hier zu suchen haben, verflucht. Als hätten wir nicht schon genug Ärger am Hals.«

»Ich begreife es auch nicht.«

»Und doch muß es einen Grund geben.« Suko wies in die Runde. »Was kann einen Werwolf dazu treiben, sich in einem solchen zerstörten Waldstück zu verbergen?«

»Keine Ahnung.«

Mit diesen beiden Worten hatte ich des Pudels Kern getroffen. Ich wußte ebensowenig wie Suko, weshalb die Bestien in dieser Gegend aufgetaucht waren. Ihretwegen hielten wir uns nicht in Wales auf. Der Grund war ein ganz anderer.

Umwelt-Horror!

So konnte man ihn umschreiben. Angefangen hatte die Sache vor einigen Monaten, als eine Gruppe von sechs Pfadfindern samt ihres Führers verschwunden war.

Sie hatten in diesem Waldgebiet ihr Lager aufgeschlagen, fernab der Zivilisation, wie immer gesagt wird, und da hatte es sie erwischt. Was genau geschehen war, hatten wir bisher nicht rekonstruieren können, aber über den Wald hinweg war irgendein Gift gesprüht worden, das die Natur tötete. Die Bäume starben. Sie waren nur mehr braunschwarze, zerfressene Skelette und boten einen fürchterlichen Anblick.

Aber die Menschen - Pfadfinder - waren nicht gestorben. Einer von ihnen, ein Junge namens Ronny, hatte den Weg zu seinem Elternhaus gefunden. Er war als Monster gekommen, völlig verändert, und seine Mutter hatte ihn trotz allem herzlich aufgenommen.

Nicht so der Vater.

Ihm war es gelungen, Fotos von seinem Sohn zu schießen. Dieses Bild machte Furore, nachdem eine Zeitung es abgedruckt hatte. So wurden auch Suko, Bill Conolly und ich aufmerksam und wollten uns um den Fall kümmern.

Suko und ich gingen ihn von der wissenschaftlichen Seite her an. Wir fanden heraus, daß ein gewisser Professor van Dyken über die Zusammensetzung des Umwelt-Gifts eine Analyse erstellt hatte.

Mit van Dyken konnten wir leider nicht reden. Man hatte ihn zuvor erstochen.

Wer für diese ruchlose Tat in Frage kam, wußten wir nicht. Uns blieb nur ein Ratespiel, aber wir gingen davon aus, daß wahrscheinlich die Firma hinter der Tat steckte, die auch das Gift über die Wälder gesprüht hatte.

Einsatz für Suko, Bill und mich in Wales. Während Bill sich bei der Familie umschauen wollte, die Besuch von ihrem Sohn bekommen hatte, nahmen wir den Wald unter die Lupe.

Es war erschreckend.

Nie zuvor in meinem Leben habe ich eine so starke und grauenvolle Umweltzerstörung erlebt wie in diesem Fall. Man hätte heulen können, so schlimm sah es aus.

Suko und ich hatten unseren Weg durch den schrecklichen Wald gefunden, durch einen Schlamm, der an den Füßen klebte, vorbei an Bäumen, die schaurigen Gerippen ähnelten.

Wir waren auch attackiert worden. Ein Monstrum, scheußlich anzusehen, hatte uns angegriffen, war dann aber geflohen und in der Düsternis des Waldes verschwunden.

Beide gingen wir davon aus, daß es sich dabei um einen der Pfadfinder gehandelt hatte.

Jetzt standen wir auf einem Hügel, um uns einen Überblick über die gesamte Katastrophe zu verschaffen.

Ich haßte plötzlich die Sonne. Sie stand strahlend am Herbsthimmel und schien das Grauen zu beobachten.

Es war ein gewaltiges Gebiet innerhalb einer noch intakten Natur, das man zerstört hatte. Eine schwarzbraune, verbrannte Insel, sich wellig über Hügel und auch durch Täler ziehend.

Ein Alptraum…

Ich schüttelte mich, weil mich der Anblick noch immer schockte, und ich dachte gleichzeitig über das Heulen nach, wie auch Suko, der einfach nicht wahrhaben wollte, daß sich irgendwo in der Nähe Werwölfe aufhielten.

»Könnten wir uns nicht auch geirrt haben?« fragte er leise.

»Das glaube ich nicht. Wir haben so oft schon mit Werwölfen zu tun gehabt, daß ich das Heulen dieser Kreatur von dem eines normalen Wolfes unterscheiden kann.«

»Richtig, John. Aber was sollte diese Bestie in ein totes, zerstörtes Gebiet getrieben haben? Werwölfe brauchen den Wald, sie brauchen die Nacht und den Mond…«

Ich winkte ab. »Das sind Spekulationen, Alter. Lassen wir sie uns später lieber selbst fragen.«

»Vorausgesetzt, wir treffen sie.«

»Da bin ich mir sogar sicher. Die Werwölfe sind darauf programmiert, Menschen zwischen ihre Klauen zu bekommen. Das werden sie auch. Sie werden uns wittern.«

»Und die kleinen Monstren?«

»Könnten in diesem Fall der Joker sein.«

»John, du redest, als wüßtest du mehr.«

»Das weiß ich leider nicht. Aber ich suche nach einer Verbindung zwischen den Werwölfen und den Monstren.«

»Sie zu finden ist jetzt noch unmöglich.«

Da gab ich Suko recht. Ich überlegte auch, was wir als nächstes unternehmen sollten. Wieder hinabsteigen in den zerstörten Wald und uns zwischen den abgestorbenen Bäumen auf dem schlammigen.

Boden bewegen? Große Lust verspürte ich nicht. Zwar rechneten wir damit, daß sich die kleinen Monstren im Wald aufhielten, aber sie hatten sich so gut verborgen, daß wir sie nicht zu Gesicht bekamen.

Und hier oben zu warten, hatte auch keinen Sinn. Es sei denn, die Wölfe wollten sich mit uns in Verbindung setzen.

Der Wald lag unter uns. Da die Bäume kein Laub mehr trugen und sie ihre Zweige wie abgestorbene Totenarme gegen den Himmel reckten, konnten wir an einigen Stellen, wo sie nicht so dicht beisammen standen, sogar den Untergrund erkennen.

Noch wurde er von einem fahlen Sonnenlicht berührt, das dem Boden einen bleichen Schein gab. Es würde nicht mehr lange dauern, dann war die Sonne hinter den Bergen verschwunden.

Bereits jetzt hatte sich die erste Feuchtigkeit in den Tälern gesammelt, so daß kleine Dunstinseln entstanden waren. Sie würden

sich am Abend ausbreiten und sich in der Dunkelheit sicherlich zu einem herbstlichen Nebel verdichten.

Dann wurde die Sicht schlechter.

Abermals vernahmen wir das schaurige Heulen. Diesmal kam es mir vor, als wäre es nicht mehr so weit entfernt, und auch Suko war aufmerksam geworden.

»Das klang lauter, John.«

»Und näher.«

»Ich glaube, wir sollten mal eine gute Deckung suchen. Ich möchte nicht auf dem Präsentierteller stehen.«

Mein Freund hatte recht. Bevor wir allerdings hinter den kahlen Zweigen der Büsche verschwanden, schauten wir uns noch einmal um. Es war nichts Verdächtiges zu sehen. Wir vernahmen auch keinerlei Geräusche, so daß wir davon ausgingen, allein auf dem Hügel zu stehen.

Auch hier hatte das verdammte Umweltgift gewütet. Die sonst so grünen Sträucher besaßen kein einziges Blatt mehr. Sie breiteten sich wie totes Gestrüpp aus.

Ein Bild des Schreckens, an das ich mich nie gewöhnen würde, auch wenn ich mich tagelang in dieser Gegend aufhielt.

Wir fanden, nicht weit voneinander entfernt, Schutz hinter zwei kahlen Büschen und blieben dort hocken. Der Wind fuhr über den Hügel, bewegte die toten Arme und brachte manchmal einen widerlichen Geruch mit. Er roch irgendwie säuerlich und wirkte ätzend. Meiner Ansicht nach drang er aus dem zerstörten Wald hoch. Dort verfaulte immer mehr von dem, was der tödliche Regen bereits zerstört hatte.

Die Zeit verrann. Wir warteten minutenlang, aber nichts passierte. Nicht einmal das Heulen hörten wir, und ein Werwolf ließ sich erst recht nicht blicken.

Aber verdammt noch mal, wir hatten uns schließlich nicht getäuscht. Da war etwas gewesen. Dieses Heulen konnte man sich nicht einfach einbilden.

Auch die Sonne verschwand. Erste Schatten legten sich über das zerstörte Gebiet und machten es noch düsterer. Nachdem die Sonne gesunken war, wurde es rasch kalt.

Als ich das leise Knacken hörte, schreckte ich auf. Es war Suko, der zu mir kam. »Ich konnte nicht länger hocken und warten, John. Irgendwie komme ich mir auf den Arm genommen vor. Du auch?«

»Noch nicht.«

»Weißt du denn, auf wen du wartest?«

Auch ich erhob mich. »Auf einen Werwolf.«

»Der wird kaum noch kommen.«

Ich hob die Schultern. »Wer weiß.«

Wir beobachteten, wie sich der Dunst in den Tälern ausbreitete. Die langen Schleier hüllten auch die abgestorbenen Bäume ein.
Suko, der schärfere Augen besaß als ich, ging plötzlich einen Schritt zur Seite.
»Was ist los?« fragte ich.
»Da hat sich etwas bewegt!«
»Im Wald?«
»Ja. Und schon auf dem Weg zu uns hoch. John, möglicherweise bekommen wir Besuch. Du kannst es dir ja aussuchen, ob Monster oder Werwolf-Bestie.«
»Nach beiden habe ich kein Verlangen.«
»Kann ich mir vorstellen.«
Wir warteten gespannt ab, ob das Wesen sich uns tatsächlich zeigen würde. Ich sah jetzt ebenfalls, daß sich in dem Wald einiges bewegte. Wir hörten auch die entsprechenden Geräusche, die entstanden, als Zweige mit harten, knackenden Geräuschen abbrachen. Da sich die Laute verstärkten, mußten wir davon ausgehen, daß sich die Gestalt diesen Hügel als Ziel ausgesucht hatte.
Wir zogen uns wieder zurück und nahmen Deckung hinter den toten Sträuchern.
Die Spannung stieg. Ich lockerte meine Beretta in der Halfter. Wenn es tatsächlich eines dieser kleinen Monster war, dann mußten wir mit einem Angriff rechnen. Das hatte man uns in dem Wald bereits vorexerziert.
Fast war es soweit.
Ich richtete mich halb auf, blieb sprungbereit stehen und spürte auch die Trockenheit in meinem Hals. Über dem braunen Schlamm zeichnete sich jetzt eine zweibeinige Gestalt ab.
Kein Monster, ein Mensch!
Suko und ich verließen zur gleichen Zeit unsere Deckungen, starrten den Ankömmling an und schüttelten die Köpfe.
»Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte mein Partner. »Verdammt, John, ich glaube, ich träume.«
»Nein, du träumst nicht.«
Die Frau, die vor uns stand und uns anschaute, verzog die Lippen zu einem Lächeln.
»Hallo«, sagte sie.
»Hallo, Morgana Layton«, erwiderte ich flüsternd…

***

Ich hatte schon einige Überraschungen erlebt, diese aber gehörte zu den außergewöhnlichsten. Daß wir Morgana Layton hier begegnen würden, hätte ich nie gedacht, aber ich wußte jetzt zumindest, wer das Heulen ausgestoßen hatte.

Sie war eine Mensch-Wölfin!

Ein Zwitter und vom Schicksal verflucht, denn durch ihre Adern strömte, wenn auch verdünnt das Blut der alten Rasse, eben der Wölfe. Zuerst war sie uns im Schwarzwald begegnet, als wir die Killer-Hunde jagten. Da hatte sie sich praktisch als Mörderin herausgestellt, und ich hätte sie eigentlich töten müssen. Doch ich hatte davon Abstand genommen, und so war es auch zu weiteren Begegnungen gekommen. Die letzte auf den Orkneyinseln, wo wir gegen die brutalen Flammenwölfe gekämpft hatten. Da hatte uns Morgana praktisch den Weg aus der Klemme gezeigt, so daß wir ihr schon dankbar sein mußten. Doch ihr oberster Herr, Fenris, der Götterwolf, hatte grausam und wütend reagiert und sie vor unseren Augen entführt. Er hatte sie in sein Reich hingezogen, ohne daß wir etwas dagegen hätten unternehmen können.

Und nun sahen wir sie wieder.

Ich wußte zwar nicht viel über den Götterwolf, aber ich konnte mir vorstellen, daß er Morgana nicht ohne Grund freigegeben hatte. Zudem befand sich in seiner Gewalt noch eine zweite Gestalt, die ich allerdings zu meinen Todfeinden zählte.

Lupina, die Königin der Wölfe!

Zwar hatte ich mit ihr einige Begegnungen in der letzten Zeit erlebt, aber sie war nur als schaurige Projektion erschienen, um das Böse in ihr wirken lassen zu können.

»Überrascht?« fragte sie uns.

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte ich.

Sie lächelte knapp. »Ich wußte, daß ich euch hier finden konnte.«

»Woher?« fragte Suko.

»Fenris gab mir den Tip.«

»Er wußte Bescheid?«

»Ja.«

Ich schaute Suko an, der Inspektor mich. Beide wirkten wir ziemlich ratlos.

Morgana lachte. Es klang nicht freundlich, eher wissend. Sie sah aus wie immer. Vielleicht war ihr braunes Haar ein wenig länger geworden. Die Figur hatte etwas Geschmeidiges an sich. Auch wenn sie sich bewegte, konnte man dies als katzenhaft bezeichnen. Die Augen wirkten kühl und gleichzeitig unergründlich. Manchmal wechselten die Pupillen die Farbe. Von einer dunklen Lockung bis zu einem hellen, fast kalten Grün war alles vertreten. Sie trug einfache Kleidung. Eine Hose, Stiefel und einen Pullover.

»Hast du geheult?« fragte ich sie.

»Nein.«

»Dann bist du nicht allein.«

Sie nickte. »So ist es, John Sinclair.« Wind wehte ihr Haar hoch. »Ich

mußte noch jemand mitbringen, dem Fenris inzwischen verziehen hat. Er gibt ihm sogar eine neue Chance.«

»Das kann nur Lupina sein!«

»Sie ist es auch. Und sie wollte durch ihr triumphierendes Heulen beweisen, daß sie wieder wer ist. Ja, John Sinclair, deine Todfeindin ist wieder da.«

Ich wollte es nicht, aber ich mußte einfach lachen. »Das kann doch nicht wahr sein, nein, das will ich nicht glauben. Wenn Fenris euch schon freigibt, weshalb schickt er euch dann in diese schlimme, tote und schaurige Umgebung?«

»Weil Lupina ein Gebiet haben wollte, in das sie sich zurückziehen kann.«

»Das hätte sie überall auf der Welt…«

»Nein, sie wollte in deiner Nähe bleiben. Und sie sollte sich gleichzeitig bewähren.«

»So ist es.«

Ich verstand die Welt nicht mehr. Meiner Ansicht nach lief da einiges durcheinander. Nur gut, daß Morgana vor uns stand und nicht Lupina, die hätte sofort versucht, uns zu töten. »Wie soll sie sich bewähren?« fragte ich, »indem sie mich oder Suko tötet?«

»Das auch.«

»Was denn noch?«

»Sie wird nicht allein euch als Gegner vorfinden, sondern einen Geist, der es einfach nicht ertragen kann, daß Menschen ihm einen Teil seines Reiches genommen haben. Dieses Gebiet hat ihm gehört, so wie ihm fast die gesamte Natur untertan ist. Er haßt es, wenn Menschen ihm einen Teil nehmen, und er ist dabei, sich zu rächen. Er herrscht über die Pflanzen ebenso wie über die Bäume, er ist…«

»Mandragoro!« sagte ich hart.

»Stimmt!«

Ich zog ein bedenkliches Gesicht und dachte nach. Zwar ging mir nicht der berühmte Kronleuchter auf, aber ich glaubte doch, die Zusammenhänge teilweise zu durchschauen.

Mandragoro konnte es nicht hinnehmen, daß man seine Welt angriff oder vernichtete. So etwas kam auf die Menschen als Bumerang zurück. In diesem Fall - und davon ging ich tatsächlich aus - waren es bestimmt die kleinen Monstren, die Mandragoro, wie auch immer, gerettet hatte, um sie für seine Pläne einzusetzen.

Dachte ich dabei über unsere Lage nach, so kam bei mir kein Optimismus auf.

Wir hatten Lupina als Gegner, Mandragoro wahrscheinlich auch, aber wie sah es- mit Morgana Layton aus?

Danach fragte ich sie.

Ihre Antwort klang sphinxhaft. »Ich bin ein Mensch, in dem das Blut

der alten Wolfsrasse fließ.«

»Das wissen wir. Ich will erfahren, wie du tatsächlich zu uns beiden stehst.«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil ich mich nie entscheiden kann und an der langen Leine eines anderen laufe.«

»Dann streif sie ab.«

Ihr Blick wurde starr. Wahrscheinlich hatte ich einen wunden Punkt bei ihr berührt. »Es geht nicht.«

Ich nickte. »Wenn ich dich richtig verstehe, willst du dich nicht festlegen.«

»So ist es.«

Ich sprach weiter. »Du reagierst also einmal als Mensch, und wenn die Zeit reif ist, auch als Wölfin. Habe ich mit meiner Vermutung recht?«

»Ja.«

»Dann können wir uns auf einiges gefaßt machen«, erklärte Suko.

Sie hob die Schultern. »Vielleicht auch nicht.«

»Das mußt du uns erklären.«

»Es wird einen großen Kampf geben, in den ihr euch nicht unbedingt einzumischen braucht. Lupina gegen Mandragoro, so wird es kommen. Aber ihr haltet euch am besten raus, wenn ihr schlau seid, und wartet ab, wer gewinnen wird.«

»Hast du auch an Mandragoros Monster gedacht?«

»Ich hörte von ihnen. Sie sollen hier im Wald leben und waren einmal Menschen. Gesehen habe ich keinen von ihnen, da bin ich ehrlich.«

»Sie waren sogar junge Menschen«, präzisierte ich. »Aber ich sage dir eines. Wir werden zuschauen.«

Suko bestätigte meinen Entschluß durch sein Nicken.

Morgana Layton zog ein etwas enttäuschtes Gesicht. »Ich kann euch nicht zwingen, aber ihr solltet euch freiwillig nicht so stark in Gefahr begeben.«

»Das ist noch immer unsere Sache«, erklärte ich. »Außerdem ist es unser Job, das Böse und Dämonische dort zu zerstören, wo es sich zeigt. Hier ist es der Fall.«

»Was ihr seht, haben Menschen verursacht.«

»Stimmt. Nur werden dämonische Geschöpfe sich daran beteiligen. Lupina ist meine Todfeindin, vergiß das nie. Ich bin gezwungen, mich zu wehren, wenn ich ihr gegenüberstehe. Glaub nicht, daß sie mich, wenn sie mich sieht, nicht angreifen wird.«

»Ihr könntet die lachenden Dritten sein!« Morgana trat vorsichtig in den fauligen Schlamm. »Mandragoro ist mächtig. Er wird niemanden

neben sich dulden wollen, auch nicht die Königin der Wölfe. Ich gehe davon aus, daß es für einen der beiden das Ende bedeutet.«

Ich lachte sie an. »So etwas habe ich schon des öfteren angenommen und bin immer wieder reingefallen. Nein, Morgana, du stimmst uns nicht um. Wir haben eine Aufgabe übernommen und werden sie auch zu Ende führen, das verspreche ich dir.«

»Ich hatte euch gewarnt.«

»Gut, reden wir von dir. Was hast du vor? Du willst doch sicherlich nicht hier oben bleiben.«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort und schaute hinab in das Tal, wo sich der Dunst gesammelt hatte.

In langen Streifen zog er davon, bewegte sich dabei aber dicht über den Boden, als wollte er sich an der zerstörten Pflanzenwelt festklammern.

»Er wird steigen«, sagte Morgana leise und mehr zu sich selbst gewandt.

»Und dann?« fragte ich.

Sie lächelte schief und hob gleichzeitig die Schultern. »Euer Kampf wird erschwert werden.«

»Damit haben wir gerechnet.«

Sie drehte sich um, so daß sie wieder uns beide anschauen konnte. »Ja, ihr seid unbelehrbar. Mich hält nichts mehr hier. Ich werde zurückgehen und achtgeben müssen.«

Ich hielt sie am Arm fest. Unter meinen Fingern spürte ich ihre Muskeln. Sie waren härter als bei einer normalen Frau, und ich spürte, daß Kraft in ihrem Körper steckte.

»Was willst du?«

Ich schaute sie fest an. »Morgana, dir ist doch klar, daß wir dich nicht allein gehen lassen werden. Suko und ich bleiben an deiner Seite. Schon wegen Lupina.«

Ihr Blick änderte sich. Eis, grünlich schimmernd; schien in ihren Pupillen zu liegen. »Fenris will es nicht, daß Lupina stirbt, das weißt du, John.«

»Sicher. Was hat es mit dir zu tun?«

Sie räusperte sich. »Ich bin aus bestimmten Gründen mit ihr in diese Welt geschickt worden.«

»Um Lupina zu schützen.«

»So ist es.«

»Dann wären wir Feinde.«

Sie schüttelte leicht den Kopf. »Noch nicht, John, aber es könnte eine Situation eintreten, in der wir es würden.«

Suko sagte nichts. Er wußte, daß die Sache nur Morgana, und mich etwas anging.

»Also wie damals im Schwarzwald.«

»Nicht ganz, John - schlimmer.«
Ich ließ sie noch immer nicht los. »Was hat dich zu dieser Veränderung veranlaßt?«
»Das ist ganz klar. Fenris ist mein Herr und Meister, das muß ich akzeptieren, ob ich will oder nicht. Er hat mich in der Hand. Er kann mich zerstören oder am Leben lassen…«
»Was ist das für ein Leben?«
»Es gefällt mir so gut, John Sinclair, daß ich es niemals gegen den Tod eintauschen würde.« Sie nickte entschlossen. »Und jetzt laß mich bitte los.«
Ich kam ihrem Wunsch nach. Langsam sank mein Arm herab. Wind strich fast streichelnd über den Hügel hinweg. Auch er unterbrach das Schweigen nicht, das lastend zwischen uns stand.
»Dann gehe ich jetzt zurück«, sagte sie und drehte uns den Rücken zu. Wir schauten ihr nach. Ihr Gang war leicht wiegend, aber gleichzeitig auch geschmeidig. Das lange Haar, das auf ihrer Schulter lag, wippte im Rhythmus der Schritte.
Wir blieben noch stehen. Unsere Blicke glitten hinab auf das Totengeäst des zerstörten Waldes.
Suko wischte durch sein Gesicht. »Der Dunst wird stärker«, sagte er leise. »Manchmal erinnert er mich schon an ein blaßgraues Meer.«
»Ja.«
»Willst du noch bleiben?«
»Nein, wir müssen ihr nach.«
Seite an Seite schritten wir den Weg zurück, den wir so mühsam erklommen waren. Morgana Layton hatte schon einen kleinen Vorsprung herausgeholt. Wir entdeckten sie erst, als wir unter den starren Zweigen hinwegtauchen mußten.
Auch sie hatte uns gehört, drehte sich um und stützte sich am Stamm eines Baumes ab.
»Ihr seid unvernünftig«, sagte sie, »und nicht zu belehren.« Dann ging sie weiter, ohne sich um uns zu kümmern.
Die Gegend hatte sich zwar nicht verändert, aber die Atmosphäre innerhalb des Waldes war eine andere geworden. Da die Sonne sich nicht mehr am Himmel zeigte, war es auch kühler geworden.
Aus dem fauligen Pflanzenschlamm stieg die Feuchtigkeit hoch und sammelte sich zu einem dünnen Dunst, der unsere Füße bereits umspielte. Noch war die Luft relativ klar, das änderte sich allerdings, als wir tiefer kamen.
Der tote Wald bekam einen unheimlichen Touch. Ich kam mir vor wie auf einem gewaltigen Friedhof der Natur, dessen Anfang und Ende nicht zu erkennen war.
Bei den Mandelbäumen wurde es wieder sperrig. Morgana, die vor uns herging, bahnte sich einen Weg. Das Knacken der Äste begleitete

sie ebenso wie die dünnen Dunstschleier.

Der Hang war zwar nicht so steil, aber die Form des Bodens änderte sich doch. Sie wurde unregelmäßig. Kleine Hügel wechselten sich mit flachen Mulden ab, die an einigen Stellen wie Fallgruben wirkten. Wir mußten achtgeben, nicht auszurutschen.

Auf einmal war Morgana verschwunden.

Ich blieb sofort stehen, und Suko wäre fast noch gegen meinen Rücken gelaufen.

»Sie ist weg!«

»Weit kann sie doch nicht…«

Wir zuckten beide zusammen, als dicht vor uns das schreckliche Heulen aufklang.

Zwar war es noch nicht dunkel, es stand auch kein Mond am Himmel, der seine magische Kraft abstrahlte, aber Morgana Layton verwandelte sich trotzdem.

Von ihr hatte die zweite Phase ihrer Doppelexistenz Besitz ergriffen!

***

Uns hielt es nicht auf unseren Plätzen. Mit wenigen Schritten waren wir so weit vorgelaufen, daß wir sie erkennen konnten. Ob freiwillig oder nicht, Morgana Layton war in eine Mulde gerutscht.

An deren Rand blieben wir stehen. Es wuchsen Bäume in der Nähe an denen wir uns festhalten konnten.

Gespannt schauten wir in den Trichter.

Morgana lag auf dem Boden. Sie wälzte sich von einer Seite auf die ändere, blieb dabei jedoch in der Rückenlange, schlug mit beiden Armen um sich und trampelte auch. Sie drückte ihre Hacken in den weichen Untergrund, wo sie ihn aufwühlte und dabei abgehackt klingende, heulende Laute aus ihrem noch menschlichen Mund drangen.

Jede Verwandlung, das wußte ich sehr gut, war mit Schmerzen verbunden. Morgana Layton erging es nicht anders. Auch bei ihr wühlten die Schmerzen, als die andere Existenz den menschlichen Körper übernahm.

Wir schauten gespannt, aber auch mit leicht verzerrten Gesichtern zu und sahen, daß Morgana plötzlich hochruckte. Auf einmal saß sie in der Mulde, drückte ihren Kopf vor, stemmte die Hände gegen den weichen Boden, öffnete weit den Mund, aus dem ein gefährliches Knurren drang, das mit scharf klingenden Jaultönen vermischt war.

Ihre Haare fielen zwar nicht ab, sie veränderten sich. Wurden zunächst struppiger, dann stellten sie sich hoch und besaßen längst nicht mehr die Weichheit, die sie zuvor gehabt hatten.

Noch waren ihre Hände normal. Mit den Fingern fuhr sie durch die Haare und drehte dabei den Kopf, so daß sie uns anschauen konnte.

Ich schrak zusammen, als ich in das Gesicht sah. Diesmal leuchteten die Augen in einem kalten Gelb, in das sich auch eine grüne Farbe mischte, die Ähnlichkeit mit Gletschereis bekommen hatte.

Von der hellen Haut im Gesicht sahen wir nichts mehr. Dunkles Haar sproß hervor, verdichtete sich und bildete ein Fell.

Gleichzeitig veränderten sich auch die Nase und der Mund, wobei das Kinn mit eingeschlossen wurde.

Ein Zucken lief über die Lippen, die nach vorn gezogen wurden, als hingen sie an Gummibändern.

Lippen verschwanden unter dichtem Fellbewuchs, der Oberkiefer schob sich an die Nase heran, die mir wie ein langgezogener Knochen vorkam, auf dem eine Fellschicht wuchs. Auch die Zähne zeigten eine neue Form.

Sie waren zu gefährlichen Reißern und Hauern geworden, die weiß aus den beiden Kiefern hervorwuchsen.

Selbst die Stiefel waren an gewissen Stellen aufgeplatzt, und die übrige Kleidung bestand nur mehr aus Fetzen.

Morgana hatte es hinter sich. Vor uns wälzte sich eine Bestie über den Muldengrund.

Aus dem Maul drangen keine menschlichen Laute mehr. Ihre Stimme schien sie vergessen zu haben. Drohendes Knurren schwang über den Rand und mischte sich mit heulenden Lauten.

Morgana Layton wälzte sich nach rechts, wühlte mit ihren prankenartigen Krallen dort den Schlamm auf, so daß er bis an den Muldenrand spritzte. Dann kam sie hoch.

Nicht langsam oder gemächlich. Nein, mit einem Sprung demonstrierte sie uns ihre Kraft, die jetzt in ihr steckte. Kaum hatte sie mit beiden Füßen Kontakt bekommen, als sie sich schon herumdrehte, so daß sie uns anstarren konnte.

Noch vor kurzer Zeit hatte ich sie als Mensch gesehen und über die Veränderlichkeit ihrer Augen nachgedacht. Nun besaßen sie eine einzige Farbe.

Ein kaltes Gletschergrün!

Hart war ihr Blick, ohne Gefühl, wie der eines Raubtiers. Und nichts anderes war sie auch.

»Wenn sie jetzt ihrem Trieb nachgeht, John, werden wir uns wehren müssen, ob es dir nun paßt oder nicht.«

»Ich weiß.«

»Hoffst du noch auf die andere Seite in ihr?«

»Ich weiß nicht. Damals im Schwarzwald hätte ich dazu ja gesagt. Jetzt ist es anders. Zuviel Zeit ist inzwischen vergangen, und Morgana hat sich in der Gewalt des Götterwolfs befunden. Er wird sie schon richtig eingestimmt haben.«

»Das glaube ich auch.«

Morgana mußte, wenn sie uns anschauen wollte, den Kopf anheben. Das hatte sie auch getan, jetzt schüttelte sie sich. Einige Pflanzenreste verließen das Fell, während sie ihr Maul öffnete und mit einer grauaussehenden Zunge schlug.

Wie würde sie sich entscheiden? Für oder gegen uns?

Morgana drehte sich um und zeigte uns ihren Rücken. Also hatte sie sich gegen uns entschieden.

Was war der Grund?

Ich hatte inzwischen die Kette mit dem Kreuz über den Kopf gezogen und den wertvollen Talisman in die Seitentasche gesteckt. »Vielleicht kann ich noch mit ihr reden.«

»Höchstens fauchen«, bemerkte Suko mit bissigem Spott.

»Oder auch das.«

Ich hatte mich schon in Bewegung gesetzt, als es geschah. Weder Suko noch ich hatten das kleine Monstrum gesehen. Wiederum hatte es sich im Geäst eines Baumes aufgehalten, und von dort sprang es auch in die Tiefe. Sein Ziel war Morgana.

Die bemerkte die Gefahr im letzten Augenblick drehte sich herum, aber sie kam nicht mehr weg.

Das braun- und dünnhäutige Monstrum sprang ihr genau in den Nacken und krallte sich im dichten Fell fest…

***

Jetzt, wo Bill Conolly am Küchentisch saß und seine Nerven etwas zur Ruhe gekommen waren, spürte er die Schmerzen in der Schulter doppelt stark. Sie fanden ihren Weg durch den gesamten Arm. Der Reporter stöhnte ein um das andere Mal auf, weil er dieses gefährliche Beißen nicht ertragen konnte.

Aber er hielt die Stellung!

Geduckt blieb er hocken. Dabei fiel sein Blick auf die Tischplatte, wo sich ein rotes Muster abzeichnete. Blut rann und tropfte aus seiner Armwunde. Er hörte in der Stille das leise Klatschen, wenn die Tropfen die Tischplatte berührten und dort ein zerplatzendes Muster hinterließen.

Er wartete.

Und er hoffte, daß Mutter und Monster bald kamen, denn lange würde er es nicht mehr aushalten.

Bill mußte in ärztliche Behandlung. Er verlor einfach zuviel Blut. Zudem brauchte er eine schmerzstillende Spritze. Er hatte auch Angst davor, daß sein linker Arm möglicherweise taub bleiben konnte.

Seine rechte Hand hatte er auf dem Tisch liegen. An einer freien Stelle, wo kein Geschirr stand. Die Finger umklammerten den Griff der goldenen Pistole. Auf dieser Waffe ruhten all seine Hoffnungen.

Bill Conolly setzte sich nur im Notfall ein, wenn er keine andere

Chance mehr sah. Das war nun eingetreten. Dieses Monstrum widerstand Kugeln und auch Messerstichen, aber es würde gegen die Ladung aus der Pistole nicht ankommen.

Schon öfter hatte Bill sie eingesetzt. Er dachte dabei nicht zuletzt an den Superkiller Kamikaze, der sein Leben unter der Ladung ausgehaucht hatte.

Noch hörte er nichts.

Nur, hin und wieder das Fallen der Tropfen auf der Tischplatte und seinen eigenen Atem. Bills Arm sah schlimm aus. Hemd und Jackenärmel waren rot verschmiert, er bot ein Bild des Jammers.

Aber er wollte nicht aufgeben.

»Kommt doch, verdammt!« flüsterte er. »Zeigt euch, damit ich ein Ende machen kann.«

Die Mörderin und ihr Monster ließen sich Zeit. Wieder vergingen Minuten. Der Schmerz pochte und hämmerte weiterhin in Bills Arm. Er hatte die Lippen fest zusammengepreßt und atmete nur durch die Nase. Kalter Schweiß lag auf seiner Stirn. Manchmal überkam ihn auch ein Schwindel.

Dann hatte er das Gefühl, als würde sich der Rest der Küche vor seinen Augen karussellartig drehen.

Wann kamen sie?

Bill wartete. Mit jeder Minute, die verging, fühlte er sich mieser. Die Kraft schien mit jedem fallenden Blutstropfen aus seinem Körper zu fließen. Wenn sie ihn zu lange sitzen und warten ließen, kippte er noch vor Schwäche um.

Jedes Warten hat einmal ein Ende. Auch Bill Conolly erging es so. Durch seinen Körper schien ein Stromstoß zu rieseln, als er das Geräusch vernahm.

Er konnte nicht in den Flur hineinsehen, die Küchentür war fast wieder zugeschwungen. Sie stand nur spaltbreit offen. Ausgerechnet diese Öffnung befand sich nicht in Bills Blickwinkel.

Aber er hatte die Schritte gehört.

Und nicht nur sie. Auch das böse Flüstern aus dem Mund der Mutter. Sie sprach mit ihrem Sohn Ronny. Was sie ihm erklärte, konnte Bill nicht verstehen.

Jedenfalls durchsuchten sie das Haus. Der Reporter vernahm das Zuschlagen der Nebenzimmertür und hörte endlich, was die Frau ihrem Sohn mitteilte.

»Er muß hier in der Nähe sein, mein kleiner Liebling. Wir haben seinen Wagen gesehen. Ja, er steckt noch im Haus. Der gibt nicht auf.« Sie lachte plötzlich. »Hast du das Blut gesehen? Vielleicht ist er auch verblutet. Auf der Treppe sind keine Spuren. Wahrscheinlich ist er hier unten irgendwo. Da bleibt nur die Küche, mein Kleiner. Dort werden wir nachschauen und ihm das geben, was ihm zusteht.«

»Von wegen!« flüsterte Bill. »Von wegen. So leicht bringt man mich nicht um. Kommt nur, kommt nur rein…«

Zunächst einmal blieben sie vor der Küchentür stehen. Bill hörte Ednas Kommentar. »Da liegt ein Blutfleck, und an der Tür schimmert es auch so rot. Ich glaube, wir sind hier richtig, mein kleiner Liebling. Du wirst vorgehen. Wenn er schießt, fängst du die Kugeln auf, ja?«

Die Tür bewegte sich bereits. Wahrscheinlich hatte das Monstrum schon die Klinke umklammert.

Nach innen ließ sie sich öffnen. Und sie wurde aufgedrückt.

Bill kantete die rechte Hand an. Er hatte das Geschirr so zur Seite geschoben, daß nichts in der Schußbahn stand. Er fühlte sich in diesem Augenblick besser, als die Spannung fast ins Unermeßliche stieg und er sah, wie die Tür nach innen schwang.

Ronny, das Monstrum, stand auf der Schwelle.

Abgrundtief häßlich, widerlich, eine perfekte Ausgeburt der Hölle. Das schwarze, dünne Haar hing strähnig um seinen Schädel, die Augen leuchteten voller Gier.

Seine langen Arme hielt er ausgestreckt, und er duckte sich zum Sprung, als die Stimme des Reporters aufklang.

»Keine Bewegung!«

***

Bill hatte die Worte ächzend und mühevoll hervorgestoßen. In seinen Augen spürte er das Brennen.

Wahrscheinlich war der kalte Schweiß hineingelaufen.

Ronny erstarrte.

Hinter ihm stand seine Mutter wie ein böse Statue. Sie sah aus, als wäre sie eingefroren, und so etwas wie Enttäuschung zeichnete ihre Gesichtszüge.

Allerdings hatte sie sich wieder rasch gefangen. »Du bist nicht verblutet.«

»Nein, so leicht mache ich es euch nicht.«

»Trotzdem sind wir stärker.«

Bill wollte den Kopf schütteln, ließ es aber in Anbetracht der Schmerzen bleiben. Jede heftige Bewegung hätte nur geschadet. Seine rechte Hand allerdings lag ruhig auf dem rechten Küchentisch.

Er wunderte sich, daß sie nicht zitterte.

»Hast du nicht schon einmal geschossen?« fragte die Frau.

»Ja.«

»Und keinen Erfolg gehabt.«

Bills Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. Er mußte seinem Triumph einfach Ausdruck geben.

Dann sagte er: »Dies hier ist eine andere Waffe. Ich habe sie aus meinem Wagen geholt.«

»Na und?«
»Gehen Sie weg, Edna!« warnte Bill. »Ich sage es nicht umsonst, aber verschwinden Sie. Nur so können Sie Ihr Leben retten. Haben Sie mich gehört?«
»Sicher.«
»Dann gehen Sie endlich!« schrie Bill.
»Nein, ich werde bleiben. Ronny braucht mich. Er benötigt meinen Schutz gegen diese verdammte Welt, die voller Ignoranten steckt. Ich habe auf metaphysischem Wege Kontakt mit ihm bekommen. Ich wußte, daß er zurückkehren würde. Niemand hat mir geglaubt, doch das hat sich zum Glück geändert. Die ganze Welt soll erfahren, daß es Dinge gibt, die man nicht mit dem normalen Verstand…«
»Gebrauchen Sie endlich Ihren Verstand!« schrie Bill. »Und verschwinden Sie aus der Küche!«
Edna Seymour ließ sich nicht beirren. Sie stieß den linken Arm vor. Dabei hatte sie die Hand zur Faust geballt. »Ronny!« schrie sie. »Töte ihn endlich.«
Und Ronny sprang.
Es war wie zuvor im Keller. In dem braunen Körper steckte eine gehörige Portion Kraft, er würde die Distanz spielend leicht überwinden. Da bildete der Tisch auch kein Hindernis.
Bill blieb nichts anderes übrig. Er sah den Körper auf sich zufliegen, das erste Porzellan flog von der Platte, und er sah hinter dem Monstrum dessen Mutter mit triumphal verzerrtem Gesicht stehen und halb erhobenen Armen, als wollte sie ihrem Sohn die Daumen drücken.
Der Reporter drückte ab!

***

Morgana reagierte völlig anders, als wir beide es uns ausgerechnet hatten. Sie blieb nicht in der Mulde, um es auszukämpfen, sondern wuchtete ihren Körper mit einem gewaltigen Sprung vor, so daß sie den Muldenhang erreichte, und der nächste Satz schon brachte sie darüber hinweg, so daß sie mit uns in einer Höhe stand.
Auf ihrem Rücken hockte das Monstrum und hatte seine Hände um die Kehle der Werwölfin gekrallt. Es wollte den Hals zudrücken, vielleicht auch aufreißen, das bekamen wir nicht mit, denn Morgana hielt es auch nicht an dieser Stelle.
Die nächsten beiden Sprünge brachten sie zwischen die Baumstämme, wo es genügend Deckung für sie gab.
Dort drehte sie sich, gab knurrende Geräusche von sich und hämmerte einige störende Äste zur Seite, bevor sie mit weiteren Sprüngen unserem Sichtbereich entwischte.
Hinzu kam der dünne fließende Dunst zwischen den Baumgerippen,

der auch noch dazu beitrug, daß man sie nicht mehr sah.
Suko wischte über sein Gesicht. »Verdammt, die hat uns geleimt.«
»Oder auch nicht.«
»Wie meinst du das?«
Ich befand mich schon in Bewegung, da ich Morgana verfolgen wollte. »Sie hat irgend etwas vor, das weiß ich genau. Vielleicht sollen wir nicht beim Kampf zusehen.«
»Schätzt du sie als stärker ein?«
»Bestimmt, aber man kann sich irren. Dieses kleine Monstrum ist nicht nur zäh, sondern unberechenbar. Es kann der Werwölfin große Schwierigkeiten bereiten.«
Es war einfach, Morgana zu verfolgen. Die Kampfgeräusche wiesen uns den Weg. Dabei war kaum zu unterscheiden, wer nun welches Geräusch ausgestoßen hatte.
Wir vernahmen das wilde Knurren, manchmal auch ein Fauchen oder ein Jaulen. Geräusche, die zu diesem dunstverhangenen Gespensterwald paßten.
Nur konnten wir die beiden Kämpfenden nicht entdecken. Sie hielten sich irgendwo im Dämmer vor uns verborgen, nicht einmal Bewegungen sahen wir. So blieb uns nichts anderes übrig, als uns an Hand der Geräusche zu orientieren.
Wenn ich ehrlich sein sollte, war mir dies sogar ganz lieb. Ich bin nicht versessen darauf, solch schrecklichen Auseinandersetzungen als Zeuge beizuwohnen.
Es wurde still.
Schlagartig trat die Ruhe ein. Nicht einmal ein Nachheulen vernahmen wir.
Suko stand leicht geduckt an meiner rechten Seite. Er hielt die Beretta schußbereit.
Wir hörten den Wind im Geäst der toten Bäume.
»Irgend jemand muß Sieger geblieben sein«, flüsterte ich meinem Freund zu.
»Nimm die Lampe.«
Viel würde es nicht bringen, weil wir auch von den Dunstschwaden umgeben waren. Ich hielt die kleine Lampe bereits zwischen den Fingern, als wir die Schritte hörten.
Und sie kamen auf uns zu.
Bis zu einer Entfernung von ungefähr drei Yards erkannten wir das Gerippe der Bäume. Was dahinter lag, verschwamm in gräulichen Dunst. Und dort schälte sich eine Gestalt hervor.
Ziemlich groß, hochgewachsen, aufrecht gehend. Es gab nur eine Erklärung.
Morgana war Siegerin geblieben!
Sie kam auf uns zu. Unter ihren Füßen schwappte es, und wir sahen,

daß sie sich wieder zurück in einen Menschen verwandelt hatte. Die zweite, grausame Phase war zum Glück vorbei.

Suko steckte seine Waffe weg. Als Mensch drohte uns von Morgana keine Gefahr.

Sie blieb in einer so günstigen Entfernung vor uns stehen, daß wir sie erkennen konnten. Ihr Gesicht zeigte kein Fell mehr, aber eine harte Anspannung, als litte sie noch stark unter den Folgen der brutalen Auseinandersetzung.

»Nun?« fragte ich.

Die Mensch-Wölfin lächelte leicht. »Ich habe Mandragoro einen Diener genommen.«

»Getötet?«

»Ja.«

Hart schaute ich sie an. »Wie hast du es getan?«

»Ich habe ihn zerrissen!«

Nicht allein ich mußte hart schlucken, auch Suko. Das sah ich daran, wie sich die dünne Haut vorn an seinem Hals bewegte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Frau, die vor mir stand, zu so etwas fähig war. Dennoch nickte ich. »Das hättest du wahrscheinlich auch mit uns versucht, oder nicht?«

»Es kommt darauf an.« Sie drehte den Kopf und schaute schräg über ihre Schulter. »Ihr könnt mitgehen, dann zeige ich euch, was von dieser Kreatur zurückgeblieben ist.«

»Wir verzichten«, erwiderte Suko. Er hatte auch in meinem Sinne gesprochen.

Morgana lächelte mokant. »Ihr habt jetzt erlebt, wo es langgeht. Wollt ihr noch bleiben?«

»Natürlich.«

Sie deutete in die Runde. »Auch Lupina ist hier und noch ein anderer. Habt ihr ihn schon gespürt?«

»Wenn du von Mandragoro sprichst«, sagte ich. »Ihn haben wir leider noch nicht gesehen.«

»Leider?« Sie lachte auf. »Freut euch, daß er sich euch noch nicht gezeigt hat.«

»Wieso?«

»Das ist ganz einfach. Er hat alles unter Kontrolle. Ihr habt ihn nicht gesehen, aber er hat euch längst im Visier, das könnt ihr mir glauben. Er bekommt alles mit, und er wird dann zuschlagen, wann er es für richtig hält.«

»Schließlich ist es seine Welt!«

»Sie wird bald uns gehören.«

Ich schüttelte den Kopf. »Machst du nicht einen Fehler, dich auf Lupinas Seite zu schlagen?«

Morgana Layton schaute mich unergründlich an, als sollte ich in

ihren Augen versinken. Eine Antwort bekam ich nicht. Sie drehte sich einfach um, ließ uns stehen und ging davon. Der Dunst schluckte sie wie ein wallendes Maul.

Suko schüttelte den Kopf. »Verdammt, John, das sieht ihr wieder ähnlich. Typisch.«

»Ich weiß nicht so recht.«

»Du traust ihr immer noch?«

»Wenn sie ein Werwolf ist, nicht, aber als Mensch gebe ich ihr einen Vorsprung an Vertrauen.«

»Der ist bei mir bereits geschmolzen.«

Wir sahen Morgana zwar nicht mehr, aber wir konnten sie hören, denn sie bahnte sich zielstrebig wieder ihren Weg und brach störende und hemmende Zweige ab.

Es gibt gewisse Fälle, die löst man glatt und sicher. Dabei hat man auch ein gutes Gefühl. Hier war es anders. Wir erlebten eine verdammt böse Sache, die gewaltige Folgen für die Zukunft haben konnte, und kamen uns vor wie die Dritten.

Leider nicht wie die lachenden Dritten, und das wiederum ärgerte mich. Bisher war für uns alles gutgegangen, auch Mandragoro, der eigentliche Herrscher hatte sich noch nicht gezeigt. Ihn kannte ich ebenfalls. Vor Jahren einmal hatte er London zu einer Todeszone machen wollen und ein internationales Hotel angegriffen. Tötende Pflanzen waren in den Gängen gewachsen und hatten sich ausgebreitet.

Ich hatte ihn und seinen Diener stoppen können, aber Mandragoro blieb. Wahrscheinlich würde man ihn nicht vernichten können. Schon oft genug hatte ich mir über ihn den Kopf zerbrochen, vor allen Dingen über seine Herkunft, und manchmal hatte ich das Gefühl, daß er aus einer geheimnisvollen Welt stammte, die in einem Zwischenbereich lag und den Namen Aibon trug.

Mit Aibon war auch mein Schicksal verknüpft, allein durch den Dunklen Gral, aber wie alles genau zusammenhing und welche Verbindungen es noch gab, wußte ich nicht.

Morgana führte uns nicht nur tiefer in den Wald hinein, sondern auch in eine Region, die wir bisher noch nicht betreten hatten. Leider blieb das Horrorbild der Zerstörung. In der Umgebung sahen wir die toten Bäume, die vernichteten Pflanzen, das sich zu einem Brei auflösende Unterholz und den grauen Dunst, der lautlos darüber hinwegglitt.

Wenn ich tief Atem holte, spürte ich das Kratzen im Hals. Gleichzeitig hatte ich wiederum den Eindruck, von irgendeiner Seite beobachtet zu werden.

Ich drehte mich ein paarmal um, Suko erging es ebenfalls so, und er handelte auch wie ich, aber beide konnten wir nur die Schultern

heben. Der immer dichter werdende Abendnebel ließ keinen genauen Blick zu.

Längst hatte sich auch der Himmel verdunkelt. Wenn wir an den Bäumen vorbei in die Höhe schauten, sahen wir eine mattgraue Fläche, die an gewalztes Blei erinnerte und dabei sehr glatt war, weil sie von keiner Wolke getrübt wurde.

»So allmählich beginnt seine Zeit«, meinte Suko leise. »Irgend was muß doch geschehen. Ich frage mich nur, wie wir aus diesem Wald wieder herauskommen sollen. Wärst du ein Mädchen, John, würde mich das an Hänsel und Gretel erinnern.«

»Und wer spielt die Hexe?«

Suko lachte leise. »Vielleicht Lupina.« Sekunden später lachte er nicht mehr. Da hörte ich seinen Fluch und sah auch, daß er nicht mehr weiterging.

»Was hast du?«

Suko bückte sich. »Verdammt, mein Fuß. Ich hänge in irgendeinem Gewächs fest.«

Ich hatte die Szene deutlich vor Augen. Suko stand so nahe bei mir, daß mich auch der Dunst nicht störte. Hinter ihm wuchs ein kahler Baum hoch. Er stand auf dem Boden leicht schräg. Seine toten Zweige wirkten wie Greif arme.

Die bewegten sich plötzlich!

Nicht daß sie von einem Windzug berührt worden wären, nein, sie kamen mir vor wie Gummiarme, als sei ein ungewöhnliches und gleichzeitig unheimliches Leben in sie hineingefahren.

Gleichzeitig wuchs aus dem Boden ein lianenartiges Gewächs. Es umklammerte nicht nur Sukos Füße, auch die Beine bis hin zu den Kniescheiben, und es verstärkte innerhalb kurzer Zeit seinen Druck, wobei das Gewächs gleichzeitig zog.

Im Nu steckte mein Freund in einer teuflischen Falle.

Mir war klar, daß Mandragoro sie gestellt hatte. Er hatte sich zum erstenmal gezeigt, und dies auf eine verdammt drastische Art und Weise. Ich wollte zu Hilfe eilen, als ich hinter mir ein so drohendes und unheilvolles Knurren vernahm, daß mir ein kalter Schauer über den Rücken rann.

Ich drehte mich blitzschnell um.

Lupina hockte dort und starrte mich an.

***

Die goldene Pistole funktionierte zwar wie eine normale Waffe, man drückte ab, und die Ladung schoß aus dem Rohr, aber sie war doch etwas anderes. Es drangen keine Kugeln aus einem Magazin oder einer Trommel. Statt dessen konnte Bill die aus dem Rohr stoßende, helle, schleimige Flüssigkeit genau verfolgen.

Sie klatschte gegen das Monster!

Es sah so aus, als wäre die Gestalt von einem Lama angespuckt worden. Nur reagierte die Ladung aus der Waffe anders, sie breitete sich noch aus und quoll auf wie ein Ballon. Gleichzeitig stoppte sie auch den Sprung des Monstrums. Es prallte zwar auf den Tisch, räumte ihn auch fast ab, so daß Teller und Tassen auf den Boden fielen und sich dort als Scherben verteilten, aber es kam nicht mehr dazu, das Messer in Bills Brust zu stoßen. Da war plötzlich ein Hindernis, das ihn regelrecht einpackte.

Bill hörte ihn schreien.

Das Monstrum wälzte sich über die Platte, riß auch den Rest zu Boden und war bereits von der dünnen Schleimschicht eingehüllt, die sich noch weiter aufblähte.

Das sah auch seine Mutter.

»Ronny…!« Sie kreischte den Namen ihres Sohnes. Der Schrecken stand in ihrem Gesicht geschrieben. Die Augen waren groß geworden, das Gesicht verzerrt, und dann tat sie etwas, das sie auf keinen Fall hätte tun dürfen.

Sie warf sich über ihn.

Bill Conolly erkannte es mit Schrecken. Er schrie ihr noch eine Warnung zu, die aber zu spät kam.

Vielleicht hatte sie auch nicht hören wollen, jedenfalls war das Unheil nicht mehr aufzuhalten. Die Flüssigkeit schloß sich nicht allein um das kleine Monstrum, auch dessen Mutter ließ sie nicht los.

Beide hingen fest aneinandergeklammert innerhalb dieser Blase, die ständig größer wurde.

Bill blieb am Tisch sitzen. Die Schmerzen wühlten in seinem linken Arm. Die goldene Pistole war ihm aus der Hand gerutscht. Er bedauerte es plötzlich, sie eingesetzt zu haben. Vielleicht hatte er auch den Überblick verloren, möglicherweise wegen der starken Schmerzen war sein Denken beeinträchtigt worden, wie dem auch war, er konnte nichts mehr rückgängig machen und mußte mit ansehen, wie beide von dieser Kugel zerstört wurden.

Sie war inzwischen stark angewachsen, so daß sie die Größe eines Menschen angenommen hatte.

Auch das kleine Monstrum und Edna blieben nicht mehr auf dem Grund der Schleimkugel liegen, sie schaukelten regelrecht in die Höhe, so daß sie auf die Füße kamen.

Edna war wie von Sinnen. Sie hatte sich das Messer geschnappt und stieß gegen die Innenwand des Gebildes.

Bill schüttelte den Kopf. Er wußte, daß dies erfolglos sein würde. Mit keiner Waffe konnte sie die Haut zerstören. Da prallten Kugeln ebenso ab wie Messerstiche.

Und die Kugel tötete!

Aus der oberen Rundung lösten sich die ersten schleimigen Tropfen. Sie klatschten nach unten und trafen haargenau ihr Ziel. Es waren die beiden Eingeschlossenen, auf deren Köpfe sie fielen und an deren Körper sie nach unten rannen.

Lange, schleimige Fäden, die eine furchtbare Wirkung hatten, denn sie lösten nicht nur die Kleidung auf, auch die Haut fiel von den Knochen. Bill Conolly hockte am Tisch. Sein Gesicht war verzerrt, und es schien einem Fremden zu gehören. Mit offenem Mund starrte er auf das widerliche Gebilde, in dem sich die beiden Menschen bewegten, schrieen und auch weiterhin verzweifelt versuchten, dem Grauen zu entkommen.

Dabei blieb die Kugel nie stehen. Sie schaukelte und bewegte sich auf den Ausgang der Küche zu.

Edna sank zusammen. Die Flüssigkeit hatte sie bereits gezeichnet. Bevor die Kugel die Küche verließ, schaute die Frau den am Tisch hockenden Bill noch einmal an.

Der Reporter konnte den Blick nicht ertragen. Er drehte den Kopf zur Seite. Dieser Vorwurf in den Augen machte ihn fast fertig. Die Hand hatte er zur Faust geballt, er stierte die Pistole an, weil er auf die Kugel nicht mehr schauen konnte. Unter ihr hatten sich kleine Stelzen gebildet, die den runden Körper aus der Küche transportierten.

Bill Conolly war froh dabei, nicht mehr hinschauen zu müssen. Das Drama, das sich innerhalb der Kugel abspielte, war einfach zu schrecklich. Er wollte dem Sterben der Menschen nicht zusehen, außerdem trug er daran die Schuld.

Die ersten Vorwürfe kamen. Vielleicht hätte es noch eine andere Möglichkeit gegeben, als ausgerechnet eine Ladung aus der goldenen Pistole. Aber das alles war nun zu spät. Wäre Bill ein abgebrühter Typ gewesen, hätte er sich darüber keine Gedanken gemacht. Doch es gab das verdammte Gewissen, das ihm sagte, wie sehr er die Schuld am Tode dieser Frau trug, auch wenn sie eine eiskalte Mörderin war.

Hinzu kamen seine eigenen Probleme. Die Schmerzen im Arm hatten sich so gesteigert, daß sie nur mehr aus einem harten Pochen und Hämmern bestanden. Das Blut floß schnell durch die Adern, er spürte seinen Kreislauf und machte sich nichts vor.

Bill hatte den Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben. Aber Beelzebub, in diesem Fall war es die Kugel, würde zurückkehren und sich das holen, was ihm zustand.

Leben!

Dieses Gebilde war unersättlich. Es würde durch das Haus geistern, nach Leben suchen - und, wenn es nichts fand, auch auf die Straße gehen, um den Terror dort zu verbreiten.

»Ich hätte es nicht tun sollen!« keuchte Bill. »Verdammt, ich hätte es nicht tun sollen…«

Es war geschehen, ein Zurück gab es nicht. Er brauchte sich auch keine Vorwürfe zu machen, sondern mußte zusehen, daß er der monströsen Kugel entkam.

Bill wußte, wie sie zu zerstören war. Durch John Sinclairs Kreuz, aber der Geisterjäger befand sich irgendwo, nur nicht in der Nähe. So war Bill vom Regen in die Traufe gekommen.

Und sein linker Arm hing wie ein starrer, nicht dazugehöriger Gegenstand an der Körperseite nach unten. Auf ihn konnte sich Bill nicht verlassen. Er wußte aber, daß er sich unbedingt in ärztliche Behandlung begeben mußte.

Der Reporter stand auf.

Er schaffte es mit mühsamen Bewegungen, steckte auch die Pistole weg und spürte das Zittern in den Knien. Schweiß strömte über sein Gesicht. Er rechnete nach, wie lange es her war, daß Monster und Frau von der Ladung erwischt worden waren. Einige Minuten lag es zurück. Bill kannte die furchtbare Wirkung genau. Die beiden hatten sich inzwischen aufgelöst. Zurück würden blanke Knochen bleiben, die in der Restflüssigkeit schaukelten.

Das alles kannte Bill. Er hatte das Kugel- und Schleimmonstrum geschaffen, und er wußte auch, wie gefräßig es sein würde. Es suchte immer neue Nahrung.

Dabei würde es auch auf Bill Conolly keinerlei Rücksicht nehmen. Davor hatte Bill Angst.

Er schaute in den Flur und atmete zunächst auf, als er ihn leer sah. Die Kugel tötete lautlos. Ihre dünne Wand schloß fugendicht, und sie ließ auch keinen Schall durch.

Bill spürte die Weichheit in den Beinen. Er mußte sich einfach gegen die Wand lehnen, sonst wäre er gefallen. Daß er mit der gesunden Schulter dabei ein Bild von der Wand stieß, störte ihn nicht. Er bewegte sich auf die Tür zu. Bill wollte das Haus verlassen und die Tür verriegeln. Er sah darin die einzige Chance, das Schleimmonstrum unter Kontrolle zu halten.

Der Reporter wankte auf die Haustür zu. Bei jedem Schritt schossen Schmerzen durch Arm und Schulter. Die Adern schienen mit heißer Lava gefüllt zu sein, sein Gesicht glänzte schweißnaß, er hatte den Mund weit aufgerissen und keuchte.

Bill bekam die Haustür nur mühsam auf, ging die ersten torkelnden Schritte, wäre fast gefallen und hatte das Gefühl, die Welt um ihn herum wäre ein Kreisel.

Mut gab ihm das schnackende Geräusch, das entstand, als die Tür hinter ihm zufiel.

Jetzt war das Monstrum gefangen. Es konnte nicht denken und würde auch so leicht keinen Ausweg aus der Misere finden. Es sei denn, ihm gelang es, eine Scheibe einzudrücken.

Das waren nicht Bills augenblickliche Sorgen. Für ihn war wichtig, daß er seinen Wagen erreichte.

Auf dem Weg dorthin hatte er einen leichten Blackout. Er merkte auch kaum, daß er die Tür aufschloß und sich hinter das Lenkrad setzte. Auf seinen linken Arm hatte er kaum Rücksicht nehmen können, aber er war noch so klar, daß es ihm gelang, nach dem Hörer des Autotelefons zu greifen.

Bill Conolly wählte den Notruf der Polizei. Seine Meldung konnte er noch mit schwacher Stimme abgeben, dann sank er im Schalensitz des Wagens zusammen und wurde bewußtlos…

***

»Laß ihn!« vernahm ich die böse, zischende Stimme hinter mir. »Laß ihn nur in Ruhe!«

Ich versteifte und befand mich plötzlich in einer Zwickmühle. Sollte ich wirklich der Aufforderung nachkommen und Suko als Gefangenen in den Klauen des Wald-Dämons lassen?

Ich schaute meinen Freund an.

Er konnte sich kaum bewegen, dennoch nickte er mir zu. »Okay, John«, sagte er gepreßt, »mach dir mal keine Gedanken wegen mir. Ich schaffe das schon.«

»Wie du willst.«

Dann drehte ich mich um und bekam große Augen. Gleichzeitig durchfuhr mich der heiße Schreck, denn ich sah Lupina wie ein Gespenst innerhalb der Dunstschwaden stehen.

Es gab keinen Zweifel, sie war es, auch wenn sie anders aussah, als ich sie in Erinnerung hatte. Sie zeigte sich mir mit menschlichem Gesicht und dem Körper eines Wolfes.

Aber welch ein Gesicht!

Nein, das war schon eine alte, eingefallene Fratze, die aus dem Dunst hervorschaute. Zwar besaß sie noch Ähnlichkeit mit den früheren Zügen, aber Lupina war alt und grau geworden.

Das ebenfalls graue Fell sah stumpf aus. Jeglichen Glanz hatte es verloren. Traurig hingen die einzelnen Fäden nach unten, und auch in den Augen sah ich nicht mehr den Glanz, wie ich ihn kannte.

Lupina mußte schreckliche Zeiten hinter sich haben. Sie war verbraucht, man hatte sie gezeichnet.

Fenris mußte sie gequält haben. Der Mund stand offen und war zur rechten Seite hin verzerrt. Sie trug sogar noch ein Kleid, das jedoch nur aus schmutzigen Fetzen bestand.

Wir starrten uns an.

Plötzlich schien es nur noch uns beide auf der Welt zu geben. In mir peitschten Erinnerungen hoch.

Ich dachte an die zahlreichen Auseinandersetzungen und Kämpfe, die

wir bereits gegeneinander geführt hatten. Einen Sieger hatte es dabei nie gegeben.

Sie hatte mich nicht töten können, mir war es nicht vergönnt gewesen, sie umzubringen. Selbst meinen geweihten Silberkugeln hatte sie widerstanden.

Lupina war etwas Besonderes, und sie war die letzte aus dem Ring der Mordliga, die damals von Dr. Tod gegründet worden war.

Unsere Blicke fraßen sich ineinander. Jetzt erkannte ich in ihren Augen wieder den alten Willen und dieses kalte, erbarmungslose Leuchten, das immer dann entstand, wenn sie mich sah.

Auch ein Dämon oder Monstrum wie sie besitzt Gefühle. Sie peitschten in ihr hoch. Sicherlich trug mein Anblick dazu bei.

»Sinclair!« sagte sie.

Wie sie den Namen aussprach, sagte eigentlich alles. Sie legte Haß in ihre Stimme. Das eine Wort zitterte, es sollte mir klarmachen, daß sie unter Strom stand, und ich konnte den Haß fast fühlen, der mir entgegenströmte.

»Hat Fenris dich freigelassen?« fragte ich.

»Wie du siehst.«

»Dann war deine Strafe doch nicht groß genug. Außerdem siehst du schlecht aus, Lupina. Die Zeit der Gefangenschaft ist vorbei, aber ich glaube nicht, daß du dadurch gewonnen hast.«

»Ich gewinne immer!«

»Das würde ich nicht sagen. Bisher hat keiner von uns den anderen besiegen können. Und auch dieses Gebiet, das du dir ausgesucht hast, ist nicht eben geeignet.«

»Ich weiß.«

»Du wirst nicht nur mich zum Gegner haben, auch Mandragoro. Ihn haben Menschen aus seiner Reserve gelockt. Man reizte ihn einfach zu stark. Das konnte er sich nicht gefallen lassen, verstehst du?«

»Ich werde mich arrangieren. Fenris hat mir diesen Platz versprochen. Ich wollte in deiner Nähe sein, Geisterjäger. Jetzt bin ich es. Ich kann von hier aus meine Pläne aufbauen und das zu Ende führen, was ich einmal angefangen habe.«

Ich lachte sie scharf an. »Träumst du noch immer von einer Allianz der Werwölfe?«

»Das ist kein Traum!«

»Lupina, es wird einer bleiben. Damals, in Sibirien, hattest du alle Voraussetzungen, aber die Umstände waren gegen dich, obwohl es anfangs gut aussah. Vieles ist mittlerweile geschehen, es hat Veränderungen gegeben, das wirst auch du merken. Du wirst es schwieriger haben, die Probleme sind gewachsen. Vielleicht haben die Menschen auch angefangen, nachzudenken…«

»Sie sind noch immer unterlegen!«

»Mag sein, aber geh davon aus, daß sich auch bei den Dämonen und schwarzmagischen Wesen die Dinge verschoben haben. Wer damals noch sehr mächtig war, ist heute out. Die Hölle hat ihre Pforten weiter geöffnet. Sehr weit sogar. Auf eine gewisse Art und Weise hat sie sich sogar offenbart. Das heißt, der Teufel hat seine wahre Gestalt gezeigt. Seine Dreiergestalt. Asmodis, Baphometh und Beelzebub. Ich kenne sie inzwischen, und ich weiß nicht, ob er es zuläßt, daß du dich in seinem Reich tummelst. Aber wir werden sehen. Zuvor mußt du Mandragoro dieses Gebiet streitig machen. Er ist der Herr der Wälder. Er ist im Prinzip unsichtbar, aber er kann jegliche Gestalt annehmen. Wenn du dich umschaust, hockte er vielleicht in einem der abgestorbenen Bäume oder im Boden…«

»Nein, er hat deinen Freund!«

»Auch!«

»Du hast schlechte Karten, Sinclair. Sehr schlechte sogar. Dies hier ist unsere Welt. Der mächtige Fenris hat sie uns zugeteilt, und hier werden wir uns behaupten.«

»Wie du meinst.«

»Aber du wirst es nicht überleben. Ich wußte, daß ich dich hier finden konnte, Fenris hat es mir mitgeteilt. Und ich bin freiwillig gekommen. Ich wollte hier sein und dich erwarten, hörst du?«

»Sicher. Du hast dir ja Verstärkung mitgebracht.«

»Ja, Morgana.«

»Steht sie tatsächlich auf deiner Seite, Lupina?«

»Sie muß, wenn sie nicht krepieren will. Fenris kennt kein Pardon. Was er einmal in die Wege geleitet hat, wird er auch weiterhin durchführen, das kann ich dir versprechen. Suko überlasse ich Mandragoro, aber dich nehme ich mir selbst vor…«

Mit diesen Worten zog sie sich zurück. Es sah so aus, als hätte sich ein wolkiger Vorhang geschlossen. Ich jedenfalls sah sie nur noch schwach, wie sie in die Finsternis des Waldes eintauchte.

Suko wollte sie Mandragoro überlassen! Okay, er stand uns auch nicht eben freundlich gegenüber, das wußte ich. Also mußten wir mit zwei Gegnern rechnen.

Wieder wandte ich mich um.

Sukos Haltung hatte sich nicht verändert. Der tote Baum war plötzlich mit Leben erfüllt. Seine starren Arme konnten sich bewegen, sie waren zu regelrechten Klammern geworden, die den Inspektor umschlossen. Sie hatten sich dabei so um seine Gestalt gelegt, daß es Suko nicht gelang, an seine Waffen heranzukommen.

Er blieb Gefangener des Waldes!

Ich schaute mir den Baum genau an. Um besser sehen zu können, hatte ich meine Lampe hervorgeholt und strahlte den Chinesen an. Durch den Strahl trieben die Dunstschwaden als flockige Wolken.

Suko blinzelte, als das Licht ihn blendete, aber er konnte glücklicherweise frei atmen, denn keine Schlinge umklammerte seinen Hals.

Auf seinen Lippen sah ich sogar das verzerrte Grinsen, das wie eingefroren wirkte.

»Frag doch mal, wie ich mich fühle?« keuchte er.

»Ja, wie fühlst du dich?«

»Beschissen.«

Ich lachte leise. »Kann ich mir vorstellen.«

»Wenn ich versuche, mich zu bewegen, drückt er sofort härter zu.«

»Okay, ich hole dich da raus.«

»Laß dir nur nicht zuviel Zeit. Hier haben die Bäume Ohren, auch wenn es nicht so aussieht.«

»Keine Panik, Alter, das schaffen wir schon.«

Ich suchte Mandragoro. Klar, er war praktisch überall. Dieser Wald gehörte ihm. Da steckte er in den Ästen, den Zweigen und Stämmen. Sogar der Untergrund stand unter seiner Kontrolle, aber ich erinnerte mich daran, ihn schon mit seinem Gesicht gesehen zu haben. Ein Wirrwarr aus Wurzeln, Lianen und Zweigen. Dabei die Form eines großen Dreiecks nachzeichnend, doch in diesem Fall entdeckte ich den Herrn der Wälder nicht.

Der Baum, der Suko festhielt, bewegte sich wieder, als wollte er sich vor mir verbeugen.

Ich hörte Sukos scharfen Atem. Auch mein Freund beugte sich nach vorn. Deshalb verstärkte sich der Druck um seine Brust. »John, wenn du etwas tun willst… ich meine, ich will dich ja nicht drängen, aber es wird langsam Zeit.«

»Meinst du?«

»John, mach keinen Quatsch!«

Wenn Suko so redete, steckte er in Schwierigkeiten. Die zeichneten sich auf seinem Gesicht ab. Er war auf meine Hilfe angewiesen. Nicht einmal an seinen Stab konnte er herankommen. Die Arme waren eingeklemmt.

Wir waren nicht unvorbereitet in dieses Gebiet gegangen und hatten uns mit den entsprechenden Waffen eingedeckt. Mit einer entschlossenen Bewegung zog ich den Bumerang hervor und ließ meinen Freund dabei nicht aus den Augen.

»Das kann gut sein, John…«

»Das ist sogar gut«, erwiderte ich und schleuderte die silberne Banane kraftvoll nach vorn.

Es war ein guter Wurf. Die Waffe zischte über den Kopf meines Freundes hinweg und hämmerte voll in die obere Hälfte des braunen Stamms. Beim Wurf hatte ich die Waffe noch angeschnitten, so daß sie ebenfalls einige Zweige berühren mußte.

Sie sägte und senste in den magischen Baumwirrwarr. Ich hatte mit vielem gerechnet, aber nicht mit einer so gewaltigen Reaktion, denn der Baum vor mir schien plötzlich in Flammen zu stehen.

Es war kein normales Feuer, das ihn einhüllte, sondern helle, gleißende Strahlen, in einer Farbmischung aus Weiß und einem blassen Blau. Wie eine große Glocke umtanzte dieses Licht den Baum.

Ich wurde geblendet, da ich den Eindruck hatte, als wären zahlreiche Wunderkerzen direkt vor mir angezündet worden.

Das Strahlen fiel plötzlich zusammen. Gleichzeitig mit ihm auch der Baum. Die leichte Blendung dauerte bei mir noch an, ich vernahm das Knacken und Knirschen der Zweige, auch das Brechen der Äste und erkannte wenig später, daß die Kraft des Bumerangs dabei war, den vermoderten Stamm zu zerstören.

Er brach und splitterte.

Suko konnte sich frei bewegen. Da es keine Fesseln mehr gab, taumelte er mir entgegen und ließ sich sogar von mir auffangen. »Zurück!« rief er und zog mich diesmal mit.

In sicherer Entfernung warteten wir den Rest ab. Der Baum konnte sich nicht mehr halten. Magie hatte ihn beherrscht, eine stärkere trug zu seinem Ende bei.

Zurück blieb - Staub…

Ja, graubrauner Staub oder Asche. Und auch seine Umgebung, wo die Wurzeln im Boden gesteckt hatten, wirkte wie pulverisiert.

Ich atmete tief durch und wischte mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

Das war geschafft.

Fast harmlos sah der Bumerang aus.

Er war nicht weit entfernt. Ich ging hin und steckte ihn wieder ein. Dort, wo der Baum einmal gestanden hatte, wirbelten meine Schuhe Asche in die Höhe, die träge durch die Dunstwolken trieb.

Suko nickte mir zu und klatschte leicht in die Hände. »Bravo, John, damit haben wir einen Feind mehr.«

Ich hob die Schultern. »Andere Frage. Ist Mandragoro jemals unser Freund gewesen?«

»Daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Ich auch nicht.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Picknick«, erwiderte Suko. »Nach dem sauren Regen soll das Essen besonders gut munden, habe ich mir sagen lassen.«

»Du kannst ja die Blätter essen. Nein, im Ernst. Wir haben drei Gegner: Lupina, Mandragoro, die Monstren…«

»Mach es dir doch einfacher und sag, daß dieser verfluchte Gespenster-Wald unser Feind ist.«

»Auch das.«

Suko schaute sich um. »Wir sollten nicht warten, sondern sie suchen. Uns wird man sowieso nicht in Ruhe lassen, das steht fest. Mandragoro hat gemerkt, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Er wird die entsprechenden Konsequenzen ziehen. Ich rechne auch mit den Fallen, die er aufgestellt hat.«

»Da kann er den gesamten Wald nehmen.«

»Leider.«

Es sah für uns nicht sehr gut aus. Allerdings besaßen wir Hoffnung. Mandragoro und Lupina waren ebenfalls Feinde. Möglicherweise konzentrierte er seine Kraft zunächst auf die Werwölfin und ließ uns erst einmal in Ruhe.

»Ich habe mir die Richtung gemerkt, in die Lupina verschwunden ist«, sagte ich. »Sie ist wahrscheinlich zusammen mit Morgana gegangen. Wir werden ihnen folgen.«

Suko hatte nichts dagegen. Allerdings mußten wir unsere Lampen benutzen. Es war einfach zu schwierig, ohne Licht durch den Wald zu laufen. Die Lichtfinger der beiden Leuchten tasteten sich durch den noch dichter werdenden Dunst.

Es war kein dicker Schwadennebel, wie man ihn oft im Herbst vorfand. Dieser Dunst bestand aus regelrechten Fahnen, die sich um die Stämme der toten Bäume drehten oder, breiten Tüchern gleich, in die Höhe stiegen, um lautlos durch die blattlosen Kronen zu treiben.

Der Bodenbelag veränderte sich nicht. Nach wie vor bestand er aus diesem dunklen Schmierfilm, der an den Füßen klebte. Eine Melasse aus zerstörten Pflanzen, Farnen, Unkraut und Gras. Alles abgestorben durch den unheilvollen Einfluß eines chemischen Mittels. Klar, daß die Natur, wenn sie konnte, sich dagegen auflehnte. So etwas ließ sich ein Dämon wie Mandragoro einfach nicht gefallen.

Der Wald war tot, der Wald schwieg. Die Nebeltücher taten ihr übriges, um eine Sicht zu verschlechtern. Wir bewegten uns vorsichtig weiter und glichen dabei selbst irgendwelchen Gruselgestalten, die plötzlich irgendwo auftauchten, um wenig später wieder zu verschwinden. Uns beiden war nicht wohl zumute. Wir spürten den Druck, der auf uns lastete. Jeden Moment konnten wir in eine heimtückische Falle Mandragoros laufen.

Aus der ersten Attacke des Monsters hatten wir gelernt. Während der Strahl meiner Lampe über den Boden strich, leuchtete Suko mehr in die Höhe und suchte tastend das Astwerk der Bäume ab. Es sah unheimlich aus, wenn die fahlen Arme aus dem Düstern gerissen wurden, um Augenblicke später wieder zu verschwinden.

Wir näherten uns Regionen, die wir überhaupt nicht kannten. Da keiner von uns einen Kompaß bei sich trug, wußten wir zudem nicht, in welch eine Richtung wir gingen. Irgendwann, das stand fest, würden wir das zerstörte Gebiet verlassen und wieder normale

Regionen betreten, vorausgesetzt, man ließ uns so weit kommen.

Vorerst jedoch mußten wir durch den gespensterhaften Wald schreiten, der so tot und öde war, aber trotzdem voller Leben steckte, auch wenn es dämonisch war.

Suko hatte eine Frage. »Wie sieht es eigentlich mit Tieren aus? Stehen sie auch unter Mandragoros Kontrolle?«

»Reichen dir die Bäume nicht?«

»Schon, ich will nur auf alles gefaßt sein.«

»Still!«

Ich blieb neben einem krumm gewachsenen, kahlen Laubbaum stehen und lauschte. Weit vor uns hatte ich etwas gehört. Es mußte ein Schrei gewesen sein.

Der Laut wiederholte sich nicht.

Ich erklärte Suko, was ich vernommen hatte. Mein Freund hob die Schultern. »Hast du ungefähr heraushören können, wie weit es entfernt gewesen ist?«

»Nein.«

»Das ist natürlich schlecht.«

Ich winkte ab. »Vielleicht sind Lupina und Morgana mit irgendwelchen Monstren zusammengetroffen. Es laufen noch genügend von denen herum.«

»Die werden gegen die Wölfe keine Chance haben.«

»Komm, laß uns weitergehen.« Mich hielt nichts mehr, weil ich das Gefühl hatte, daß irgend etwas passieren mußte. Es war nur eine Ahnung, die sich allerdings immer mehr verdichtete.

Suko dachte ähnlich. Aus diesem Grunde bewegten wir beide uns noch vorsichtiger, blieben aber schon kurze Zeit später stehen, weil vor uns aus dem Dunst Geräusche erklangen, die sich anhörten, als würde eine Person sich in wilder Flucht befinden.

Noch sahen wir nichts, löschten jedoch unsere Lampen und suchten zunächst einmal Deckung.

Wir fanden sie hinter den Baumstämmen. Die Rinde sah aus wie erstarrtes Öl, so fettig und schwierig.

Ich konnte Suko kaum erkennen, obwohl er sich seitlich gegen den Stamm preßte, aber auch die hastigen Schritte wiederholten sich nicht. Es blieb unnatürlich still.

Bis zu dem Zeitpunkt, als im Dunst der leise Schrei aufklang. Einen Moment später sahen wir auch die Gestalt.

Es war Morgana Layton!

Sie befand sich auf der Flucht. Mit gewaltigen Schritten hetzte sie durch den Wald. Verwandelt hatte sie sich nicht wieder. Wir sahen sie als Mensch auf uns zulaufen.

Aber sie wurde verfolgt!

Aus dem Dunst und in Kopfhöhe erkannten wir die Gegenstände, die

uns an dunkle, fliegende Schlangen erinnerten.
Es mochte in diesem verdammten Wald alles mögliche geben, bestimmt aber keine fliegenden Schlangen. Was sich da peitschend und auch sehr schnell durch die Luft bewegte, waren Wesen, wie Suko sie schon einmal kennengelernt hatte.
Und sie wollten Morgana Layton!

***

»Mein Gott«, sagte der Arzt und schüttelte den Kopf, wobei er direkt in das bleiche Gesicht des Reporters schaute, »haben Sie ein Glück gehabt, Mr. Conolly.«
»Wieso?«
»Das Messer hat bei Ihnen nur eine Fleischwunde hinterlassen. Es hätte auch Adern und Sehnen durchtrennen können.« Der Weißkittel hob die Schultern. »Die Folgen können Sie sich selbst ausmalen.«
Bill erlaubte sich ein Grinsen, bevor er antwortete. »Ich bin eben ein Glückspilz.«
»Das kommt auf die Sicht an.«
Bill schielte auf seinen Arm, der in einer Schlinge hing. Um die Schulter hatte der Knochenflicker einen Verband gelegt. Er leuchtete so weiß wie frisch gefallener Schnee. »Wann kann ich ihn denn wieder normal bewegen?« fragte Bill.
»Vorerst nicht.«
»Das hätte ich auch selbst gewußt.«
»Was regen Sie sich auf? Sie sind krank, machen Sie mal Urlaub oder was weiß ich, wenn Sie schon nicht in ein Hospital wollen.«
»Ich muß zurück nach London.« Der Arzt legte sein faltenreiches Gesicht schief. »Wenn Sie mit einer Hand lenken können, bitte sehr.«
»Sie sind ein Sadist, Doc.«
»Das haben mir schon andere gesagt.«
Ein Mann schob sich an den Porsche, in dem Bill noch immer hockte. Er war auch im Wagen verarztet worden. Der Mann glich einer lebenden Bohnenstange, so dünn war er. Auf seinem Kopf saß eine Schiebermütze. Er trug einen kurzen Mantel und darunter eine Strickjacke. Das Hemd schimmerte grün, seine Krawatte sah aus wie ein langer, ziemlich breiter Blutstreifen, der erst in Höhe des Gürtelschlosses endete. Bill überlegte krampfhaft, wer der Ankömmling war. Er hatte irgend etwas mit der Polizei zu tun, die die Straße zu beiden Seiten hin abgesperrt hatte. Mit drei Wagen waren sie gekommen.
»Kann ich mit ihm reden, Doc?«
»Ja.«
»Okay, danke.«
Der Mann setzte sich auf den Beifahrersitz. Die Mütze nahm er nicht

ab. Er hatte ein längliches Gesicht, das an den Kopf eines Pferdes erinnerte. Er schaute sich um und nickte einige Male. »Ein schöner Wagen, Mister.«

»Klar. Aber Sie sind bestimmt nicht gekommen, um mir das zu sagen, oder?«

»Nein.« Der Mann griff in die Tasche und holte einen Ausweis hervor, den er Bill auf den Schoß warf. »Lesen Sie.«

Der Reporter las halblaut vor. »Inspektor Max Strong.«

»Richtig.«

»Sorry, Inspektor.« Bill reichte den Ausweis zurück. »Ich habe Sie nicht sofort erkannt.«

Strong lachte und zeigte tabakbraune Zähne. »Das kann ich mir vorstellen. Als wir hier eintrafen, da schwebten Sie in einem Zustand zwischen Wachsein und Bewußtlosigkeit. Sie haben auch gesprochen, und das wundert mich.«

»Was habe ich denn gesagt?«

»Gehen Sie nicht in das Haus.« Immer wieder haben Sie den Satz gesagt.

»Und? Hat einer von Ihnen das Haus betreten?«

»Nein. Irgendwie klang Ihre Warnung verdammt echt.«

»Das ist sie auch gewesen.«

»Sie können sich vorstellen, Mr. Conolly, wie gespannt wir auf Ihre Erklärungen sind…«

»Woher wissen Sie meinen Namen?«

»Ich nahm mir die Freiheit, Ihre Papiere ein wenig durchzusehen. Sie sind Reporter?« Max Strong fragte es in einem Ton, als hätte er mit Zeitungsleuten schon Ärger gehabt.

»Ja, das bin ich.«

»Aber Sie gehören nicht zu den Typen, die diesen Artikel über die Seymours geschrieben haben?«

»Nein.«

»Sorry, aber Ihre Antworten sind mir ein wenig zu vage. Können Sie sich vielleicht präziser ausdrücken?«

»Ich werde es versuchen.«

Strong grinste. »Danke, Mister.«

Bill setzte sich ein wenig anders hin, die Wunde schmerzte. Dabei verzog er sein Gesicht und sagte:

»Inspektor, was ich Ihnen jetzt berichte, das glauben Sie mir nie.«

»Ich bin Kummer gewöhnt, Mr. Conolly, halten Sie sich aber bitte an die Tatsachen. Sie schreiben hier nicht für irgendein Blatt.«

»Keine Sorge, das wird schon laufen.«

Der Reporter begann mit seinem Bericht. In der Tat zeigte das Gesicht des Beamten ein ungläubiges Staunen, und es wurde von Sekunde zu Sekunde länger. Er knetete sein Kinn, schüttelte den Kopf,

hörte aber zu und unterbrach Bill mit keinem Wort. Als Conolly fertig war, schaute er Strong an.

»Na und?«

»Sie sind nicht zufällig Autor von Horror-Romanen?«

»Nein, das nicht.«

»Ich könnte es mir allerdings sehr gut vorstellen.« Strong schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht. Das ist fast schon der helle Wahnsinn, Mister.«

»Leider eine Tatsache.«

»Und jetzt?«

»Wie meinen Sie?«

»Was sollen wir Ihrer Meinung nach unternehmen?«

»Auf keinen Fall in das Haus gehen.«

»In dem sich diese Kugel befindet?«

»So ist es.«

»Aber da liegt noch Seymour im Keller. Er ist Ihrer Aussage nach von seiner Frau umgebracht worden, und Sie haben dann Edna Seymour getötet. Sieht nicht gut für Sie aus, Mister.«

»Bei mir war es Notwehr.«

»Was Sie beweisen müßten. Sieht trotzdem nicht gut für Sie aus. Da bin ich ehrlich. Aber lassen wir das. Wenn wir Ihren Ratschlag befolgen, was dann? Wir könnten ewig hier sitzen bleiben und darauf warten, daß dieses komische Etwas aus dem Bau kriecht. Oder wie denken Sie sich das?«

»Das müssen Sie aber.«

»Nein.«

»Inspektor. Sie brauchen nicht tagelang zu warten. Ich habe Ihnen von John Sinclair berichtet. Er wird zurückkehren, und nur er ist in der Lage, dieses Gebilde zu zerstören.«

Max Strong sagte zunächst einmal gar nichts. Einige Male schüttelte er den Kopf und fragte dann:

»Ich weiß überhaupt nicht, weshalb ich hier sitze und Ihre Aussagen ernst nehme. Das ist doch der größte Blödsinn, den ich bisher gehört habe.«

»Vielleicht denkt Ihr Unterbewußtsein da anders, Inspektor.«

»Das kann sogar sein. Bisher ist alles Theorie. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich selbst von Ihren Aussagen überzeuge?«

»Sie wollen ins Haus?«

»Zumindest mal hineinschauen. Oder wollen Sie mir das auch noch verbieten?«

»Nein. Seien Sie trotzdem vorsichtig. Wenn dieses killende, kugelartige Schleimwesen andere Menschen in erreichbarer Nähe sieht, wird es sich auch von einer Fensterscheibe nicht aufhalten lassen. So jedenfalls sehe ich die Sache.«

»Nun ja, darüber müßte man mal näher miteinander reden. Jedenfalls werfe ich einen Blick durch die Scheibe.«

»Gut.«

Der Inspektor stieg aus, und Bill schaute ihm zu, wie er die Straße überquerte.

Zwei Beamte liefen auf ihren Chef zu, um mit ihm einige Worte zu reden. Sie deuteten auf das Haus, aber Max Strong schüttelte den Kopf. Bill war froh, einen so einsichtigen Polizisten getroffen zu haben. Das war nicht immer der Fall. Vielleicht hätte der Mann auch anders reagiert, wären nicht der Artikel und das Bild in der Zeitung erschienen. So aber wollte er sich nichts nachsagen lassen.

Natürlich hatte es sich herumgesprochen, daß beim Haus der Seymours wieder etwas im Gange war.

Aber die Beamten ließen keinen Menschen durch die Sperre.

Mit Teleobjektiven schossen die Reporter ihre Fotos. Bill sah die Gestalten der Kollegen im Außenund Innenspiegel.

Inzwischen ging der Inspektor auf das Haus zu. Er rückte seine Mütze zurecht und kam sich vor wie ein Einzelkämpfer. Eine Hand hatte er in die rechte Tasche seines Mantels gesteckt. Die Finger umklammerten dort den Kopf einer Shag-Pfeife.

Den Vorgarten hatte er schnell durchquert und blieb vor der verschlossenen Haustür stehen. Es zuckte ihm ja in den Händen, die Tür zu öffnen, aber da war wieder dieses warnende Gefühl tief in seinem Innern, und so ließ er es bleiben.

Zahlreiche Augenpaare beobachteten ihn. Nicht nur seine eigenen Mitarbeiter und Bill Conolly, auch die Menschen aus der Nachbarschaft schauten aus den Fenstern.

Sie alle sahen einen Inspektor, der an einer Hauswand entlangging und durch die Fenster blickte.

In dieser Straße gab es nur freistehende Häuser. Deshalb konnte der Inspektor auch um das alte Haus herumgehen. Er schaute in die Küche, es stimmte also mit den Angaben des Reporters überein, und wenig später stand er vor dem Wohnzimmerfenster.

Wieder mußte er sich auf die Zehenspitzen stellen, um hindurchschauen zu können.

Das Zimmer war menschenleer. Im Gegensatz zur Küche wirkte es aufgeräumt.

Strong dachte daran, daß ja keine Menschen mehr in dem Haus lebten, aber auch von dieser mordenden Schleimkugel konnte er keine Spur entdecken.

Blieb die obere Etage.

Der Inspektor ging hinter das Haus und erschrak, als er den Garten betrat. Zwei Reporter hatten es geschafft, sich anzuschleichen. Einer wollte schon fotografieren, zuckte aber zurück, als er Strong sah.

Der Inspektor brauchte nichts zu sagen. Die beiden verschwanden. Strong ging durch den Garten.

Blätter fielen auf ihn nieder, als er sich unter den Zweigen der Obstbäume duckte. Auch auf dem Rasen lag das Laub. Der graue Herbst hatte in den letzten Tagen überall Einzug gehalten. Inzwischen wurde es kühler. Von den Bergen kam der Wind, und die Sonne war schon nicht mehr zu sehen.

Am Ende des Grundstücks stand ein kleines Gartenhaus, in dem allerlei Geräte aufbewahrt wurden.

Strong kannte diese kleinen Häuser, er besaß selbst eines. Und darin bewahrte er zudem stets eine Leiter auf. Erhoffte, daß dies hier auch der Fall sein würde.

Die Tür war nicht verschlossen. In Oswestry hatte man so etwas im allgemeinen nicht nötig. Diebe gab es hier nicht, wo jeder fast noch jeden kannte.

Max Strang zog die Tür auf und betrat das dunkle Gartenhaus. Er entdeckte Hacken, Schaufeln, Spaten und - über das Gesicht des Beamten huschte ein Lächeln - auch eine Aluleiter, die zwar klein aussah, sich aber aus ziehen ließ.

Um an die Fenster in der ersten Etage zu gelangen, benötigte der Inspektor die Leiter. Er nahm sie mit.

Der Garten war jetzt leer. Vorerst würde sich kein Reporter mehr herwagen.

Da er selbst Gärtner war, hielt sich Strong auf den Wegen und baute die Leiter schließlich ausgezogen neben der Außentreppe auf. Er prüfte die Standfestigkeit, nickte zufrieden und kletterte in die Höhe. Das Fenster, das er sich ausgesucht hatte, lag leider nicht so, als daß er es direkt mit der Leiter hätte erreichen können. Er mußte sich schon zur Seite beugen, um in das Zimmer zu schauen.

Auf der drittletzten Stufe blieb er stehen. Die rechte Hand legte er gegen die rauhe Hauswand, dann drückte er seinen Körper nach links. Jetzt konnte er einen Blick in den Raum werfen.

Ob es ein Gästezimmer oder ein weiterer Schlafraum war, konnte er nicht so deutlich erkennen. Es herrschte jedenfalls eine ziemliche Unordnung zwischen den vier Wänden.

Zum Glück fiel noch genügend Tageslicht in den Raum, um Einzelheiten ausmachen zu können.

Der Inspektor sah das zerwühlte Bett, auch einen Stuhl, einen Schrank, der ziemlich klein war und nur die Hälfte der Wandbreite in Anspruch nahm, und er sah noch etwas.

Eine Kugel!

Eben die Kugel mit den zwei kleinen stabähnlichen Beinen, von der Bill Conolly gesprochen hatte.

Max Strong wurde blaß! Bisher hatte er an den Angaben des

Reporters stark gezweifelt, das war jetzt anders geworden. Tatsächlich sah er die Kugel, die Menschengröße angenommen hatte und sich leicht bewegte. Und der Inhalt der auf Wasser zu schwimmen schien, paßte sich dem Rhythmus an.

Strong konnte nicht genau erkennen, um was es sich dabei handelte, aber er bekam eine Chance.

Ob die Kugel, obwohl sie keine Augen besaß, ihn bemerkt hatte oder nicht, konnte er nicht sagen.

Jedenfalls setzte sie sich in Bewegung. Schaukelnd kam sie heran.

Hätte die Mütze nicht auf dem Kopf des Mannes gesessen, hätten sich seine Haare sicherlich hochgestellt. Auch so bekam er einen trockenen Hals, denn je mehr sich die Kugel dem Fenster näherte, um so deutlicher erkannte er sie und auch ihren Inhalt.

Was da in dieser Flüssigkeit schwamm, war nichts anderes als Knochen.

Gebeine…

Knochen von einer Frau und einem Monster…

***

Inspektor Strong wurde noch bleicher. Dieser verdammte Reporter hatte nicht gelogen. In dem Haus befand sich ein scheußliches Monstrum, ein Alien, eine Ausgeburt des Teufels.

All diese Begriffe schossen dem Mann durch den Kopf. Er stand schräg auf der Leiter und konnte seinen Blick von der Kugel einfach nicht lösen, obwohl sie so grausam war.

Bei jeder Bewegung schaukelten die bleichen Gebeine mit. Sie schwangen von einer Seite zur anderen, um danach wieder in die kleine Mulde zurückzurutschen.

»Das ist doch unmöglich«, ächzte er. »Verdammt, das ist reiner Wahnsinn, ein…«

Ihm fehlten einfach die Worte. Dafür stellte Strong fest, daß sich die Leiter bewegte. Plötzlich schwebte er in einer nicht zu unterschätzenden Gefahr. Wenn er fiel und unglücklich im Schacht der Außentreppe landete, konnte er sich das Genick brechen.

Durch rasche Gewichtsverlagerung schaffte er es, die Leiter wieder in die normale Lage zu bringen und so gegen die Wand zu drücken, daß sie auch feststand.

Sein Herz schlug verdammt hart und unregelmäßig. Er hatte da einige Probleme und merkte auch die Weichheit in seinen Knien. Strong wollte wieder weg.

Einen letzten Blick noch warf er auf das Gebilde. Es hatte sich dem Fenster ziemlich genähert und sah so aus, als wollte es jeden Augenblick die Scheibe eindrücken.

Für Strong gab es nur die Flucht. Er kletterte hastig die Leiter hinab,

rutschte auch einmal weg, fing sich zum Glück wieder und kippte die Leiter dann um.

Hinter ihm fiel sie ins Gras, während er stehenblieb, seine Hand gegen die Brust gepreßt hielt, in die Höhe an der Hauswand emporschielte und tief durchatmete.

Was man ihm geboten hatte, war schon verdammt harter Tobak gewesen. So etwas hatte er nicht einmal geträumt. Der Schweiß klebte an seinen Handflächen, und Strong rechnete jeden Augenblick damit, das Splittern der Fensterscheibe zu hören.

Das Monster hielt sich zurück.

Eine halbe Minute verging. Von der Straße her hörte der Inspektor nichts. Auch die Nachbarn riefen sich nichts mehr zu. Es schien, als spürten sie das nahe Grauen.

Der Inspektor ging wieder zurück. Er hatte den Hinweg aufrecht angetreten. Als die anderen ihn jetzt sahen, kam er ihnen vor wie ein gebrochener Mann.

Man sprach ihn zwar an, doch er gab keine Antworten. Sein Ziel war Bill Conolly.

Der Reporter hatte nicht mehr im Wagen sitzenbleiben wollen. Er stand jetzt neben ihm und lehnte an der offenen Tür. Gespannt schaute er dem herankommenden Beamten entgegen.

»Nun?« fragte Bill.

Max Strong nickte. »Ja«, sagte er, wobei seine Stimme wie die eines Fremden klang. »Sie haben recht gehabt, Mr. Conolly. Es gibt dieses verfluchte Wesen. Ich sah es, als ich auf einer Leiter stand und in eines der oberen Fenster schaute.«

»Und?«

Strong hob die Schultern. »Ich will verdammt sein, aber in dieser Kugel schaukelten Knochen. Sie lagen in einer Flüssigkeit, die…« Er mußte sich räuspern. Die Erinnerung an das Schreckliche war einfach zu stark. »Nun ja, Sie haben mich nicht belogen.«

Bills Gesicht blieb ebenfalls ernst. »Ich will Ihnen auch noch sagen, daß ich die Schuld daran trug.«

»Das haben Sie mir bereits berichtet.«

»Sorry.«

Der Inspektor holte seine Pfeife aus der Manteltasche und stopfte sie. Seine Finger zitterten dabei.

Sogar das Streichholz brach ab, als er den Tabak anzünden wollte.

Bill reichte ihm Feuer.

»Ja, danke, aber ich wollte Ihnen noch etwas sagen, Mr. Conolly.«

»Nur zu.«

»Ich habe zwar Ihre Angaben bestätigt bekommen, aber damit sind Sie persönlich noch nicht aus dem Schneider, wenn Sie verstehen. Mir fehlt einfach noch zuviel.«

Bill lächelte schmal. »Wäre ich Polizist wie Sie, würde ich ebenso denken. Der bin ich nun mal nicht, und deshalb habe ich vorgesorgt. Einer Ihrer Beamten hat mit London telefoniert.. Genauer gesagt, mit Scotland Yard. Er hat eine Nachricht für Sie von Superintendent Sir James Powell.«

»Wer war der Mann?«

»Der im hellen Staubmantel.«

Strong drehte sich um. »Jerry, kommen Sie doch mal her.«

»Sofort, Chef.«

Jerry kam. Er trug sein Haar ziemlich lang und hatte ein urlaubsbraunes Gesicht.

»Sie haben auf Geheiß dieses Herrn mit London telefoniert?«

»Ja, Sir.«

»Berichten Sie.«

Wenig später schon bekam der Inspektor große Augen. Er hatte nämlich erfahren, daß Bill Conolly unbedingt zu vertrauen war. Auch zwei andere Namen waren gefallen. John Sinclair und Suko.

»Von denen hatte ich Ihnen bereits berichtet, Inspektor«, sagte der Reporter.

»Ich begreife es trotzdem nicht.«

»Sir, kann ich sonst noch etwas tun?« fragte Jerry.

»Ja, halten Sie die Reporter ab und sorgen Sie…« Strong warf einen Blick gegen den Himmel, »für Scheinwerfer.«

Jerry grinste unglücklich. »Wieso? Rechnen Sie damit, daß es hier länger dauert?«

»Besorgen Sie die Scheinwerfer, Mann.«

»Natürlich, Chef, sofort.«

Strong schüttelte den Kopf. »Er ist noch jung und kommt frisch aus der Ausbildung. Nun ja, wir haben alle einmal klein angefangen. Was ich Sie fragen wollte, Mr. Conolly, wie geht es weiter?«

»Hoffentlich nicht«, erwiderte Bill.

»Wie soll ich das denn verstehen?«

»Beten Sie, daß es bei diesem Stand der Dinge bleibt und das Monstrum nicht auf den Gedanken kommt, das Haus zu verlassen. Wenn das eintritt, garantiere ich für nichts.«

Max Strong schaute Bill scharf an. »Vor einer Stunde hätte ich mich auf den Arm genommen gefühlt, jetzt nicht mehr.« Er hob die Schultern. »Vielleicht fange ich auf meine alten Tage sogar noch zu beten an…«

***

Lebensgefahr für Morgana Layton!

Konnten wir sie retten, sollten wir sie retten? Innerhalb einer Sekunde kamen mir Zweifel, und ich mußte mich verdammt schnell

entscheiden, denn die verdammten, schlangenhaften Körper holten auf. Sie schimmerten schwarzbraun und peitschten sich mit den zuckenden Schwanzenden immer weiter voran.

Morgana Layton hatte ihre Mühe. Bisher war sie den drei Verfolgern durch schnell geschlagene Haken entgangen, dennoch würde sie es nicht schaffen. Ihr Verhängnis war nicht der glatte Boden, sondern ein Ast, den sie zu spät entdeckte.

Wäre er ein Schwert gewesen, hätte er Morgana den Kopf vom Rumpf getrennt. So aber knallte sie dagegen und wurde zurückgefedert.

Morgana fiel auf den Rücken. Sie hatte noch so viel Schwung, daß ihre Beine in die Höhe geschleudert wurden und sie sich fast dabei überschlug.

Aus ihrem Mund drang ein menschlicher Schrei, und augenblicklich stürzten sich die drei Körper auf sie.

Auch wir waren da!

Suko und ich starteten zur gleichen Zeit. Der Inspektor mit der ausgefahrenen Dämonenpeitsche, ich hielt mich lieber an mein Kreuz, denn mit der Beretta war ein Treffer so gut wie unmöglich, weil sich die verdammten Dinger zu schnell bewegten.

Suko erwischte eine Liane mit dem ersten Hieb. Dabei rutschte er allerdings weg und hatte Mühe mit der Balance.

Für mich war der Weg frei.

Morgana lag auf dem Rücken und schlug mit beiden Händen nach der sich windenden Schlange. Sie erwischte sie auch einige Male, konnte sie aber nicht festhalten, weil sie stets durch ihre Hände glitt und einen erneuten Versuch startete.

Dann erwischte ich sie.

Praktisch mit der Schwanzspitze schlug sie gegen mein Kreuz. Es war keine allzu harte Berührung, dennoch reichte sie aus, um das Wesen vor meinen Augen zerplatzen zu lassen.

Es wurde zu einer Staubwolke, die sich mit dem Dunst vermischte. Für einen Moment schaute ich ihr nach.

Zu lange, denn ich vernahm ein würgendes Geräusch dicht neben mir, senkte den Kopf und sah, in welchen Schwierigkeiten Morgana Layton steckte.

Sie hatte sich wieder aufgerichtet und dabei einen Riesenfehler begangen. Vielleicht hätte sie ihren Kopf zur Seite drehen sollen. Da sie es nicht getan hatte und dabei den Mund noch offenhielt, war dieser schlangenartige Gegenstand zwischen ihren Lippen gefahren.

Er sah aus wie ein zappelnder Fisch und wollte sich über die Zunge hinweg durch die Speiseröhre in ihren Magen drängen. Morgana hatte die Hände um das letzte Drittel des glitschigen Monstrums geklammert und versuchte verzweifelt, es aus ihrer Kehle zu zerren.

Sie schaffte es nicht. Ihre Augen malten sich als blasse, große Kreise im Gesicht ab, die würgenden Laute konnte sie einfach nicht unterdrücken, dann war ich wieder mit dem Kreuz da.

Die gefährliche Schlange explodierte. Morganas Mund füllte sich mit Staub, den sie als Wolke wieder ausspie, sich dabei auch nach vorn beugte und würgte.

Ich ließ ihr Zeit, sich zu erholen, schaute ihr dabei auch zu, während Suko die unmittelbare Umgebung, so gut es eben möglich war, im Auge behielt.

Ein weiterer Angriff erfolgte nicht. Mit einer Hand zog ich Morgana hoch. In ihrem Gesicht stand noch immer der Schrecken. Starr schaute sie mich an.

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. »War doch besser, daß wir geblieben sind - oder?«

Sie nickte.

»Wo wolltest du hin?« lautete meine nächste Frage.

»Zu euch.«

»Okay, du hast und gefunden. Und was wolltest du von uns?«

Suko kam jetzt näher, weil er die Antwort ebenfalls verstehen wollte.

»Ich wollte euch bitten, daß ihr uns helft!«

»Moment mal, Morgana. Wem sollen wir helfen?«

»Mir und Lupina!«

***

Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, hätte ich schallend gelacht. So aber blieb mir das Lachen im Hals stecken, und ich konnte nur den Kopf schütteln.

»Das ist doch nicht dein Ernst!«

»Doch, er ist es.«

Ich legte meine Hände auf Morganas Schultern. »Hör zu, ich habe mit Lupina gesprochen, und ich habe ihre verdammte Arroganz erlebt. Sie führte sich wie eine Königin auf, die bereits das Urteil über ihre Leibeigenen gesprochen hat. Damit schloß sie Suko und mich ein. Jetzt kommst du und verlangst, daß wir ihr helfen? Schafft sie es nicht?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?« fragte Suko.

Morgana strich ihre Haare zurück. Über ihren Körper rann ein Schauer. »Sie ist in eine Falle gelaufen. Dieser Wald gehört Mandragoro. Lupina hat es vorher gewußt, aber sie wollte trotzdem dieses Gebiet besitzen. Jetzt wird er sie vernichten.«

»Um so besser für uns.« Die Antwort hatte ich gegeben. »Wie kannst du so etwas sagen, John? Erst ist sie an der Reihe, dann wird Mandragoro euch vornehmen. Der kennt kein Pardon.«

»Da ist etwas dran«, meinte Suko.
»Trotzdem.« Ich schüttelte den Kopf. »Himmel, ich kann Lupina nicht retten. Das wäre ebenso, als würde ein Delinquent seinen Henker zum Essen einladen.«
»Vielleicht solltet ihr es euch wenigstens ansehen«, schlug Morgana vor. »Es ist nicht weit von hier.«
Ich schaute Suko an und wartete auf einen Kommentar. Er sagte nichts in der Richtung und meinte nur: »Es ist deine Entscheidung, John.«
»Du bist dafür, nicht?« fragte ich.
»Morgana hat im Prinzip recht. Mandragoro gehört auch zu unseren Feinden. Dieser Wald, der trotz allem unter seiner Kontrolle steht, wird uns verschlingen. Menschen haben ihn gezeichnet. Glaubst du denn im Ernst, daß er auf Menschen noch Rücksicht nehmen wird, auch wenn sie mit der anderen Sache nichts zu tun haben?«
»Da kannst du recht haben«, gab ich zu.
Morgana Layton mischte sich wieder ein. »Ich weiß, daß ich praktisch etwas Ungeheuerliches verlange, in diesem Fall aber ist Mandragoro wichtiger als Lupina.«
»Wie könnten wir sie retten?« fragte ich. Und, Freunde, bei dieser Frage war mir verdammt nicht wohl.
»Ich habe keine Ahnung. Es war nicht einfach für mich, überhaupt wegzukommen. Ich konnte im letzten Augenblick fliehen. Ich hörte sie nur schreien.«
»Die komischen Monstren vielleicht?« fragte Suko.
»Das ist alles drin.« Mein Blick traf Morgana. »Du hast eines dieser Wesen zerrissen.«
»Ja, vielleicht.«
»Bestimmt sogar.«
Sie senkte den Blick. »Manchmal ist es so, daß man sich an gewisse Dinge nicht mehr erinnern kann.«
»Oder will.«
»Nein, nicht erinnern kann. Ich lebe in zwei Existenzen. Es ist furchtbar. Ihr könnt euch nicht ausmalen, wie ich darunter leide. Deshalb müßt ihr mir schon glauben.«
»Was wir hiermit auch tun«, sagte ich und nickte ihr zu. »Du hast mich zwar nicht überzeugt, Morgana, aber ich lasse mich trotzdem von dir führen.«
»Danke, John, es ist nicht weit.« Sie drehte sich um und tauchte ein in die dunstige Düsternis des Waldes. Suko und ich schalteten die Lampen ein. Der Weg bot zu viele Stolperfallen, als daß wir ihn hätten noch mal gehen können.
So tanzte der Lichtstrahl durch die Finsternis und glitt auch über die kahlen Bäume, so daß sie manchmal aussahen wie starre Geister. Wir

versuchten, so wenig Geräusche zu machen wie notwendig. Jeder von uns wollte so spät wie möglich entdeckt werden.

Die Umgebung veränderte sich nicht. Sie blieb düster, tot, unheimlich, gezeichnet von einem stillen Grauen, das wie ein mörderisches Gift durch den Wald gezogen war.

Hier herrschte Mandragoro. Ein unheimlicher Dämon. Ein Legendenbilder, Herrscher des Waldes, möglicherweise ein Rest des geheimnisvollen Druidenlandes Aibon, das zwischen den Zeiten liegt und dessen Rätsel bisher noch nicht gelöst worden waren.

Mandragoro sahen wir nicht, aber ich glaubte, daß er uns beobachtete. Er war überall. Sein Geist steckte in jedem Zweig, in jedem Ast und auch in der zerstörten Pflanzenmasse, über die wir unsere Schritte lenkten.

Manchmal schraken wir zusammen. Da war irgendwo in der für uns nicht sichtbaren Umgebung ein leises Knacken ertönt, als hätte jemand einen Ast mitten durchgebrochen. Automatisch leuchteten wir in die entsprechenden Richtungen, sahen aber nie etwas. Nur Dunstschwaden, die lautlos durch die Lampenstrahlen trieben.

Morgana blieb stehen. Astgeflecht und Baumstämme umgaben uns wie ein kahler Dschungel.

»War es hier?« fragte ich. »Ja.«

»Ich sehe nichts«, flüsterte Suko.

Morgana bewegte den Kopf. »Das ist seine Art. Er zeigte sich nur, wenn er es wollte. Ich finde es furchtbar.«

»Vielleicht lebt sie nicht mehr.«

Nach meiner Bemerkung zuckte Morgana Layton zusammen. »Das wäre nicht gut.«

»Für uns ja«, erwiderte ich lakonisch.

»Aber Fenris würde…«

»Was würde er? Will er sich nicht mit Mandragoro beschäftigen? Das wäre doch etwas für ihn. Schließlich ist Lupina sein Schützling, und du bist es irgendwie auch.«

»Du stehst nicht auf unserer Seite, John!«

»Ist das so ungewöhnlich?«

Morgana hob die Schultern und ging weiter, ohne sich um uns zu kümmern. Als ich ihr folgen wollte, legte mir Suko eine Hand auf die Schulter. »John, du solltest nicht so hart reagieren.«

»Ich kann das Grauen nicht vergessen, das Lupina über uns gebracht hat. Sie und die Mordliga sind mir noch in verdammt guter Erinnerung.« Nach diesen Worten setzte ich meinen Weg fort.

Trotz der Finsternis fanden wir unseren Weg relativ leicht, bis der Schrei schaurig aufgellte.

Morgana hatte ihn ausgestoßen. Wir sahen ihren wie erstarrt stehenden Körper schwach im Licht der Lampe.

»Was ist?« rief Suko.
»Kommt, kommt…«
Suko war schneller als ich und stand als erster neben Morgana Layton. Als ich stehenblieb, sah ich ebenfalls, daß sich dieser Teil des toten Waldes verändert hatte.
Er leuchtete.
Es war ein blasses, fahles, leicht grau wirkendes Licht, und es besaß eigentlich keine Quelle, da es von überall herstrahlte.
Aus den Bäumen, dem Boden, vielleicht sogar vom Himmel. Es war das Licht Mandragoros, und es besaß, wenn man genauer hinschaute, einen grünlichen Schatten.
Nicht das Licht hatte Morgana zu diesem Schreckensschrei veranlaßt. Es war die Umgebung, die es anleuchtete, denn nun sahen wir beide Gegner direkt.
Auf der einen Seite Lupina, auf der anderen Mandragoro!

***

Dieses Bild mußte man erst begreifen, auf sich wirken lassen, denn es war trotz seines Grauens auf eine ungewöhnliche Art und Weise von einer großen Faszination.
Lupina hatte noch stärker gelitten. Sie wirkte wie ein Geschöpf, das eingefroren war. Das Maul weit aufgerissen, die Augen böse blickend und glanzlos, und das Gesicht zeigte eine Mischung aus Mensch und Werwolf.
Die Schnauze hatte sich bereits zur Hälfte gebildet. Der Unterkiefer zeigte den dichten Fellbewuchs, Lippen sahen wir nicht mehr. Die Nase erinnerte an einen Knorpel, die Augen glichen gelben Ausschnitten. Die Haare waren nach hinten gekämmt. Sie hatte zum Sprung angesetzt, war aber dicht über dem Boden gestoppt worden. Und zwar von einem mächtigen Baum.
Vielleicht war er früher einmal eine gesunde Eiche gewesen. Etwas von dieser Kraft steckte auch jetzt noch in ihm, denn die starken, wenn auch kahlen Äste standen voll unter Mandragoros Kontrolle. Er hatte sie ausgestreckt und wie dickes Gewürm um den Körper der Werwölfin gedreht, die festhing und sich nicht mehr wehren konnte.
Lupina steckte in seiner Falle!
Aber der Baum war noch mehr. Er war Mandragoro!
Ich sah, wenn ich genauer hinschaute, im oberen Teil der unteren Stammhälfte ein Gesicht. Eine dreieckige Fratze, die aus Wurzeln zusammengedreht schien. Ein Knoten- und Flechtwerk, aber dennoch als Fratze zu erkennen.
So kannte ich Mandragoro!
»Mein Gott!« hauchte Suko. »Das ist er ja.«
»Sicher.«

»Und Lupina?«
Ich hob die Schultern. »Wie es aussieht, wird sie wohl kaum überleben können.«
»Falls wir ihr nicht helfen!« sagte Morgana.
»Und wie?«
Sie sprach in den Dunst. »Wir müssen versuchen, die Zweige zu zerstören. Das ist die einzige Chance. Ich werde mit ihr reden. Sie muß doch etwas sagen können.«
Keiner von uns hielt Morgana auf, als sie sich auf Lupina zubewegte. Sie setzte ihre Schritte sehr vorsichtig, ließ die Königin der Wölfe dabei nicht aus den Augen und sprach Lupina mit einer Stimme an, als wäre die Werwölfin ihre beste Freundin.
»Hörst du mich, Lupina?«
Die Königin der Wölfe blieb nicht nur stumm, auch regungslos. Keinen Ton gab sie von sich.
»Sag etwas…« Morganas Stimme zitterte und klirrte sogar bei dieser Aufforderung.
Lupina blieb stumm.
Noch hatte Morgana sie nicht erreicht. Sie brauchte nur mehr wenige Schritte, um vor Lupina stehenzubleiben. Mit einer etwas zögernd wirkenden Geste streckte sie den Arm aus.
Im kalten Licht, das ungewöhnlicherweise auch den Nebel vertrieben hatte, konnten wir genau erkennen, was sich da abspielte. Morgana mußte einen Schock erlitten haben, als sie Lupina berührte, denn hastig zog sie die Hand wieder zurück.
»Was hast du denn?« fragte Suko.
Sehr langsam drehte sich Morgana zu uns um und hob dabei ihre Schultern. »Es ist seltsam!« flüsterte sie und starrte dabei in unendliche Fernen. »Es ist so seltsam. Kalt… ja, sie ist kalt, als hätte ich Eis angefaßt. Aber trotzdem ist noch Leben in ihr, das habe ich genau gespürt. Mandragoro hat sie wehrlos gemacht. Sie… sie befindet sich jetzt in seiner Gewalt.«
»Das sehen wir«, erwiderte ich sarkastisch.
»Aber wie konnte es geschehen?«
Das fragte ich mich auch. »Bleib du mal zurück«, flüsterte ich Suko zu und näherte mich der Werwölfin.
Von Morgana wurde ich dabei beobachtet. Ihr Blick nahm einen fast panikhaften Ausdruck an, als ich das Kreuz hervorholte. Sie ging zwei Schritte vor, blieb stehen und schrie: »Nein, nicht, John Sinclair! Willst du alles zerstören!«
Ich schaute kurz zurück. »Was könnte ich da noch töten?«
»Lupina lebt!«
»Wo sind die Beweise?«
Diese etwas spöttisch gestellte Frage bekam eine gewisse Wirkung. Es

war, als hätte Mandragoro die Worte vernommen, um sich anschließend zu produzieren. Durch Lupinas Körper lief ein Zucken. Das dachten Suko und auch ich, aber es war nicht so. Tatsächlich hatten sich die Zweige des Baumes bewegt, und auch die armstarken Äste blieben nicht mehr ruhig. Sie schwangen auf und ab, und das gleiche geschah mit dem Körper der Wölfin. Er blieb dabei zwar in den Fängen des Baumes. Die Angriffspunkte der Kräfte befanden sich an verschiedenen Stellen, so daß der mit Fell bedeckte und von Kleiderfetzen umklebte Körper bewegt wurde, als befände er sich auf einer Streckbank.

Lupina mußte Schmerzen erleiden, und ich warf einen Blick auf das sich im Geflecht der Zweige abmalende Gesicht Mandragoros.

Auch dort tat sich etwas. Man konnte den Eindruck haben, als wären unsichtbare Hände dabei, an den Zweigen zu ziehen. Einer - ziemlich dünn - wanderte ein Stück über den Körper der Wölfin in Richtung Hals, um sich an dieser Stelle noch fester zu drehen.

Lupina ging es dreckig.

Und Morgana geriet aus dem Häuschen. »Tu etwas, John Sinclair!« kreischte sie. »Sonst ist alles verloren. Wenn er sich Lupina geholt hat, sind wir als nächste an der Reihe!«

»Da könnte sie recht haben«, meinte Suko und hatte bereits mit der Peitsche ausgeholt. Er ging nur noch in die richtige Position und schlug dann zu.

So flink Suko auch war, Mandragoro war schneller. Er konnte die einzelnen »Arme« des Baumes unabhängig voneinander reagieren lassen, und die waren eben schneller als der Inspektor.

Die drei Riemen befanden sich noch in der Luft, als Suko erwischt wurde. Er überschlug sich fast, so hart zogen die dehnbaren Zweige an seinen Beinen.

Ich hörte ihn schimpfen, dann rutschte er auf dem Schmierfilm aus und blieb liegen, mit dem Gesicht im Schlamm.

Jetzt war für mich die Zeit gekommen, um einzugreifen. Mich interessierte Mandragoros Gesicht.

Da hinein preßte ich das Kreuz. Zuvor war es mir mit einem Hechtsprung gelungen, in die Nähe der Pflanzenfratze zu gelangen. Unter dem Kreuz wurde die Fratze weich und zerfiel zu Asche…

Mein Angriff war zu einem Volltreffer geworden. Mitten ins Ziel hatte ich hineingehalten, das Flecht- und Wurzelwerk des Gesichts existierte nicht mehr, und der besagte Baum wurde so morsch, daß er zusammenbrach. Lupina konnte aus ihrer Lage befreit werden.

Sie fiel.

Als sie zu Boden klatschte, war Morgana Layton mit einem großen Schritt bei ihr, während ich mich drehte, um nachzusehen, wie es meinem Partner Suko ging.

Der war dabei, sich aufzurichten, hockte am Boden und schüttelte den Kopf. »Das ist wohl heute nicht mein Tag!« keuchte er. »Verdammt auch. Wieder reingelegt.«

»Sonst bist du okay?«

»Ja, ich glaube schon.«

Ich drehte mich um, weil ich mich um Lupina und Morgana kümmern wollte. Sie verschwanden.

Für einen Moment konnte ich es nicht fassen. Morgana war es tatsächlich gelungen, den schweren Körper der Werwölfin über ihre Schulter zu wuchten und wegzulaufen. Sie schaute sich überhaupt nicht mehr um. Ihr Ziel war erreicht, wir hatten Lupina befreit, was ihr nicht gelungen wäre.

»Reingelegt!« sagte Suko. »Verflixt noch mal, die hat uns tatsächlich reingelegt.« Er steckte die Dämonenpeitsche ausgefahren in den Gürtel. »Ich begreife das nicht.«

»Frag mich mal.«

»Und was willst du jetzt machen?«

»Beide suchen.«

»Vergiß Mandragoro nicht. Durch unsere Aktion haben wir ihn zum Feind gemacht…«

Ich schaute auf den Baum, wo ich das aus Wurzelwerk bestehende Gesicht des Dämons zerstört hatte. Suko bemerkte meinen Blick und sprach nicht mehr weiter.

Die Stelle war fast leer. Aus dem Boden ragte nur mehr ein dicker Stumpf, das war alles. Ansonsten sahen wir die feinpulvrigen Reste auf dem Schlamm des Untergrunds.

»Hast du ihn vernichtet?«

Ich schüttelte den Kopf. »So leicht ist Mandragoro nicht reinzulegen. Das wäre noch schöner.«

»Und Lupina?«

»Ist das große Problem, Suko. Ich weiß nicht, was in Morgana gefahren ist. Anscheinend fühlt sie sich als Beschützerin der Werwölfin. So etwas ist mir ein Rätsel.«

»Könnte nicht Fenris dahinterstecken?«

Ich überlegte einen Moment. »Ja, du hast recht. Ihm muß es gelungen sein, die beiden aufeinander einzuschwören. So wie Morgana uns damals auf den Orkneys geholfen hat, wird sie es wohl jetzt nicht mehr tun. Zumindest steht sie uns neutral gegenüber.«

»Im Gegensatz zu Mandragoro, John. Er wird nicht vergessen, was wir ihm angetan haben.«

Ich wechselte das Thema und deutete in die Richtung, in die beide verschwunden waren. »Da müssen wir hin.«

Niemand hielt uns auf, als wir uns in Bewegung setzten. Es gab keinen Weg, der weiterführte, obwohl sich das Gelände senkte und das

Laufen nicht so einfach war. Des öfteren mußten wir uns an Zweigen oder starken Ästen festklammern, um die Balance zu halten.

Zunächst fiel es mir nicht auf. Erst als ich zum dritten- oder viertenmal zugefaßt hatte, wunderte ich mich über die Beschaffenheit der Äste. Daß sie weich waren, okay, das nahm ich hin, gleichzeitig kamen sie mir auch vor wie dicke Gummiwülste, die sich von selbst bewegen konnten. Deshalb hütete ich mich, noch einmal nachzufassen, blieb schräg stehen und wartete auf Suko.

Der rutschte herbei. Dunstschwaden umgaben ihn und mich. Wir hatten beide unsere Lampen eingeschaltet, deren Lichtfinger in den Nebel stachen.

»Was hast du?« fragte er mich.

»Faß mal die Äste an.«

Suko tat es, drückte auch zu und zog die Hand schnell wieder zurück. »Wie Gummi!« flüsterte er.

»Ja, als würden sie leben.«

Für einen Moment schaute er mich an. »Leben!« flüsterte er. »John, das ist es! Dieser Wald lebt. Dieser Wald ist Mandragoro. Wir haben einen Baum zerstören können, aber andere werden sich rächen wollen, glaub mir.« Er schaute und leuchtete in die Höhe, während ich meinen eigenen Gedanken nachhing.

Umweht von feuchten Tüchern, standen wir da. Eingeschlossen in eine unheimliche Landschaft, in der das Grauen zu Hause war. Ich konnte nicht bis in die blattlosen Kronen schauen, entdeckte dort aber die sich bewegenden Schatten.

Wer war das?

Auch Suko wurde aufmerksam. »Als würden uns Arme zuwinken«, murmelte er.

»Ich glaube kaum, daß es ein Zuwinken ist. Die haben etwas anderes mit uns vor.«

In der Tat begannen sich die Bäume zu neigen. Gleichzeitig streckten sie die Äste vor. Sie waren teilweise sehr stark, klatschten gegeneinander und verschlangen sich knotenartig. Selbst die braunschwarz wirkenden Stämme neigten sich, und wir vernahmen plötzlich ein Rauschen, als würde Wind durch einen Blätterwald fahren.

Das war es nicht. Die einzelnen Zweige schabten und scheuerten derart gegeneinander, daß es sich wie das Rauschen der Blätter im Abendwind anhörte.

Wir taten nichts und beobachteten nur. Ich merkte, daß mir mit jeder Sekunde, die verging, unwohler wurde. Irgend jemand hielt uns da entweder zum Narren oder wollte uns eine bestimmte Botschaft vermitteln.

Es war eine Botschaft, und ich konnte sie nur als gespenstisch

bezeichnen.

Die uns umgebenden Bäume neigten sich plötzlich von uns weg. Ihre Stämme drückten sich nach hinten, das Geäst machte diese Bewegungen mit, und Wege, die noch vor Sekunden versperrt gewesen waren, öffneten sich plötzlich, so daß eine Gasse entstand, durch die wir gehen konnten.

»Der will, daß wir irgendwohin kommen!« flüsterte Suko, während er die Bäume anleuchtete.

»Eine Falle.«

»Klar. Was machen wir? Sollen wir der netten Aufforderung folgen?«

Ich drehte mich um - und erschrak!

Es blieb uns nichts anderes übrig, als dorthin zu gehen, wo sich die Gasse gebildet hatte, denn einen Rückweg konnten wir uns nicht mehr erlauben.

Von uns unbemerkt hatten sich auch hinter uns die Bäume bewegt und waren so zusammengewachsen, daß sie praktisch eine Wand bildeten, die jeden Weg versperrte.

Ein zäher Dschungel hielt uns auf.

»Es geht nur vor, Suko!«

»Kreuz, Bumerang, Dämonenpeitsche«, sagte Suko. »Das sind die Waffen, die wir besitzen. Ich schätze, wir sollten damit auskommen.«

»Um einen Wald zu bekämpfen?«

»So ungefähr.«

Ich enthielt mich eines Kommentars. Suko hatte verdammt recht, es sah nicht gut aus, obwohl uns Mandragoro eine Gasse geöffnet hatte, denn der Weg war breit genug, daß wir sogar nebeneinander hergehen konnten. Wir schauten uns an.

»Das ist eine Aufforderung!« erklärte Suko. »Komm, laß uns endlich von hier verschwinden.«

Zwei Menschen schlichen wenig später durch einen toten, abgestorbenen Wald. Wir hatten uns schon länger in diesem Gebiet aufgehalten. Nie war mir die Umgebung so schaurig vorgekommen wie in diesen Minuten. Es hatte sich nichts verändert, und doch war alles anders geworden. Suko und ich kamen uns vor wie an einer langen Leine hängend.

Ich schaute hin und wieder zurück und sah genau das, was ich befürchtet hatte.

Hinter uns wuchs der Weg zu.

Als ich Suko darauf aufmerksam machte, leuchtete er die Stellen an. Sein Gesicht war starr, und auch ich bewegte mich nicht, denn was auf dem Weg geschah, sah schaurig aus.

Jeder Baum, jeder Zweig und jeder Ast befand sich in Bewegung. Da schoben sich die Arme aufeinander zu und bildeten so ein dichtes Flechtwerk, daß es für uns kein Durchkommen mehr gab.

Wir hätten schon eine Machete benutzen müssen, um uns einen Weg zu bahnen.
»Nur nach vorn, John«, sagte Suko mit etwas bitter klingender Stimme. »Da will er uns hinhaben.«
Ich- hob die Schultern. »Kannst du mir den Grund nennen?«
»Den wird uns Mandragoro schon zeigen.« Er schlug mir auf die Schulter. »Los, Alter, geh weiter.«
Und ich ging.
Sehr vorsichtig setzte ich meine Schritte, weil ich damit rechnete, daß sich der Boden in eine tückische Falle verwandeln würde. Schließlich hatten wir bei Mandragoro noch eine Rechnung offen.
Zum Glück geschah das nicht. Dafür lichtete sich der Nebel etwas. Zwar konnten wir nicht viel mehr erkennen, aber die beiden Strahlen drangen tiefer vor.
Und wir hörten etwas.
Es tat mir in den Ohren weh, als ich zum erstenmal das Geräusch vernahm.
Auch Suko blieb stehen. Wahrscheinlich wurde er so bleich, wie ich es auch war.
Das Heulen und Winseln hörte sich schaurig an, und wir konnten ihm eine Botschaft entnehmen: Suko sprach die Worte aus. »Ich habe das Gefühl, John, als würde da jemand im Sterben liegen…«

***

Im Sterben liegen, hatte er gesagt!
Verdammt, da konnte er recht haben. Aber wer lag im Sterben? Den Lauten nach zu urteilen, konnten wir zwischen Lupina und Morgana wählen, oder Mandragoro hatte sich an beiden gerächt.
»John, einmal hast du Lupina geholfen. Ich weiß nicht, ob du dies noch ein zweitesmal durchziehen willst.«
»Laß uns gehen.«
Das Heulen blieb.
Es hallte durch den gespensterhaften Wald. Jeder Ton war klagend und kam mir vor, als wollte er sich an irgendwelchen Bäumen und Ästen festklammern.
Eine Begleitmusik des Todes, die uns aus der tiefen, nebelverschlungenen Finsternis entgegenhallte.
Der Wald gehörte Mandragoro. Er hatte bewiesen, daß er der Stärkere war. Einen Rückzug gab es für uns nicht mehr. Auch nach rechts oder links konnten wir nicht weg, denn dort wurde uns der Fluchtweg ebenfalls versperrt. Da griffen die Äste abermals ineinander und bildeten ein undurchdringliches Dickicht.
Das Gelände war mittlerweile wieder eben geworden. Den Hügelhang hatten wir hinter uns gelassen. Wir befanden uns ungefähr auf der

Höhe, auf der wir auch unseren Wagen geparkt hatten.

Irgendwann wurde es wieder still. Da wir uns an das Klagen gewöhnt hatten, fiel die Ruhe besonders auf, und wir gingen auch keinen Schritt mehr weiter.

»Und?« fragte Suko flüsternd.

»Vielleicht ist sie tot?«

»Das wäre ein Hammer. Unter Umständen sind wir trotz allem die lachenden Dritten.«

Ich hob die Schultern, ging weiter und mußte in eine Rechtskurve eintauchen, um dem Pfad folgen zu können. Suko hielt sich dabei dicht hinter mir.

Das Heulen wiederholte sich. Diesmal war es kein zusammenhängender Laut, dafür klangen abgehackte Laute durch den Wald, als hätte man uns Signale mit auf den Weg gegeben.

»Das ist schon eine Folter!« flüsterte ich.

»Auch für dich, John?«

»Bestimmt.«

In der Kurve sahen wir das Licht und damit auch unser Ziel. Wieder lag dieses graue Schimmern in der Luft, vermischt mit einem leicht grünlichen Schein, der sich wie ein Totenschimmern über den Wald gelegt hatte. Details erkannte ich noch nicht und war auch weiterhin vorsichtig, weil ich in keine Falle laufen wollte.

Dann sahen wir besser.

Beide kamen wir uns vor wie im Kino. Aber das Geschehen spielte sich nicht auf der Leinwand ab.

Vor uns lag eine Lichtung. Umstanden von kahlen Bäumen mit abgestorbenen Zweigen und Ästen, die von Nebeltüchern umflort wurden.

Das Licht war ebenfalls vorhanden. Es drang von überall her und legte einen seichten Schein über die freie Fläche inmitten des Waldes. Man konnte es auch mit einem Märchen vergleichen, das wahrgeworden war. Nur stimmte die Umgebung nicht so ganz.

Während ein Märchen oder eine Sage meist von einem wunderschönen, wenn auch dichten Wald berichtet, schauten wir in ein völlig krankes Gelände.

Eine Stätte des Todes…

Und in der Mitte die beiden Gestalten, um die sich alles drehte. Wir konnten sie sehr deutlich erkennen. Es waren tatsächlich Morgana Layton und Lupina.

Morgana hockte am Boden und hatte die Beine ausgestreckt. Sie saß regungslos da und konnte wahrscheinlich auch nicht aufstehen, denn Lupina lag quer über ihren Beinen und hatte ihren häßlichen Schädel in Morgana Laytons Schoß gelegt. Sie war es auch, die diese schrecklichen Töne ausstieß.

Umschmeichelt oder umflort wurden beide von dem unwirklichen Licht, das wie eine Glocke die Lichtung einrahmte. Über dem Boden trieben dünne Nebelschleier.

Wir waren stehengeblieben, und Suko neben mir schüttelte den Kopf. »Das kann ich fast nicht glauben, John.«

»Es ist aber so.«

Er räusperte sich. »Ja, schon, aber…«

Mein Freund redete nicht mehr weiter. Bisher hatte Morgana keine Notiz von uns genommen. Jetzt mußte sie irgend etwas gespürt oder bemerkt haben, denn sie drehte den Kopf.

Nicht hastig, dafür langsam und irgendwie wissend. Sie schaute uns direkt an.

Ich konnte ihr menschliches Gesicht nicht genau erkennen. So klar war das Licht leider nicht, aber ich sah deutlich, wie sie den Mund öffnete, als wollte sie uns etwas sagen.

»Laß uns näher herangehen!« schlug Suko vor.

Darauf hatte Morgana gewartet. Sie nickte uns zu, als wir auf sie zukamen.

Als sie abermals den Mund öffnete, blieben wir stehen, denn die Worte trafen uns hart. »Ihr seid gerade rechtzeitig gekommen. So könnt ihr sehen, wie sie stirbt…«

***

Mittlerweile hatte die Nacht den Abend abgelöst, und es war noch immer nichts geschehen. Nach wie vor stand die Situation auf des Messers Schneide.

Zum Glück hatte Inspektor Strong die Nerven bewahrt und sich zu einem Organisationstalent entwickelt. Er hatte noch mehr Beamte gerufen, so waren die Absperrungen verstärkt worden. Das Licht der Straßenlaternen reichte dem Inspektor nicht aus. Deshalb hatte er es durch Standscheinwerfer verstärken lassen. Die drei Scheinwerfer waren auf das Haus gerichtet.

Zwei Scheinwerfer standen an der Vorderseite, der dritte hatte im Garten seinen Platz gefunden, wo sich ebenfalls Polizisten aufhielten und das Haus beobachteten.

Bill Conolly saß wieder im Wagen. Zweimal war noch der Doc gekommen und hatte sich den Arm angesehen. Dabei war der Verband beim zweitenmal erneuert worden, und der Reporter hatte zudem noch eine schmerzstillende Spritze bekommen.

Jetzt wartet er und rauchte eine Zigarette. Der Qualm zog träge durch den Fensterspalt nach draußen und vermischte sich dort mit dem dünnen Dunst, der über die Straße kroch. Es war der typische Nebel, von dem auch diese kleine Stadt nicht verschont blieb, aber er hatte sich noch nicht zu Wolken verdichtet.

Im Haus tat sich nichts.

Das Monstrum lauerte. Wie lange, das wußte keiner zu sagen. Bill Conolly konnte sich in diese Gedankenwelt nicht hineinversetzen, falls es so eine überhaupt gab.

Das Monstrum wurde von irgendwelchen Urkräften gesteuert, die innerhalb des Schleims vorhanden sein mußten. Wenn die Gier zu groß wurde, würde es das Haus verlassen.

Die Warterei zerrte an den Nerven der Männer. Hin und wieder hatte Bill Teile ihrer Gespräche aufgeschnappt und gehört, daß einige der Männer durchaus dafür waren, das Haus zu stürmen.

Nur hätten sie sich damit ihr eigenes Grab geschaufelt, denn gegen Kugeln war das Wesen immun.

Sie prallten an der so dünn aussehenden Haut ab, als hätte man Erbsen irgendwo dagegengeschleudert. Da war also nichts zu machen.

Bill Conolly hatte es auch dem Inspektor einige Male gesagt, und Strong war vernünftig genug, um dies auch einzusehen. Seit dem Sichtkontakt mit dem Monstrum war er ein anderer geworden.

So wartete er weiter…

Manchmal drehte er seine Runden, kontrollierte seine Leute und schärfte ihnen immer wieder große Wachsamkeit ein. Die Polizei hatte darauf verzichtet, die in der Nähe stehenden Häuser zu evakuieren und deren Bewohner nur gebeten, nicht auf die Straße zu gehen.

In der Stadt hatte sich natürlich herumgesprochen, was vorgefallen war, und so drängten sich an den Absperrungen die Neugierigen aus den anderen Straßen und Häusern.

Bill drückte sich wieder aus dem Porsche. Ein paarmal zerbiß er einen Fluch. Es paßte ihm überhaupt nicht, daß sein linker Arm in einer Schlinge hing.

Er preßte einige Male hart die Zähne zusammen, stemmte sich wieder hoch und blieb neben dem Wagen stehen, wo er sich noch nach hinten und gegen die Karosserie lehnte.

Er fühlte sich nicht gut. Zwar schmerzte der Arm nicht mehr – da zeigte die Spritze ihre Wirkung -, aber eine gewisse Schwäche konnte er trotz allem nicht leugnen. Hinzu kam auch das Gefühl, irgendwie versagt zu haben, und er dachte immer wieder daran, wie er es schaffen konnte, das Monstrum zu vernichten. Er hatte die Geister schließlich geholt, die er nicht mehr loswurde.

Es gab keine Möglichkeit für ihn. Wenn jemand helfen konnte, war es John Sinclair, aber er trieb sich irgendwo herum, zusammen mit Suko, und Bill bekam allmählich den Eindruck, daß die beiden Freunde ebenfalls in eine verdammt schwierige Lage geraten waren, sonst hätten sie sich längst gemeldet.

Ihm blieb nur das Warten und auch die Vorwürfe, die er sich machte. Ich hätte nicht so übermäßig stark reagieren sollen, redete er sich

immer wieder ein. Andererseits hatte er vor einigen Stunden, als die Verletzung noch frisch gewesen war und er am Küchentisch hockte, keine andere Möglichkeit gesehen.

Von den Polizisten wurde er angestarrt wie ein Außerirdischer. Bill merkte sehr deutlich, daß er nicht zu ihnen gehörte. Sie wurden mit diesen Problemen nicht fertig und konnten sich wohl kaum vorstellen, in welch einer Gefahr sie schwebten.

Max Strong hatte gesehen, daß Bill den Wagen verließ. Er schlenderte zu ihm und zog den Mantel enger. »Verdammt kalt geworden, nicht wahr?«

»Ja.«

Strong schaute gegen den Himmel. Er war klar. Sterne leuchteten wie helle Splitter. »Wenn ich mir das so ansehe, glaube ich fast daran, daß wir Bodenfrost bekommen. Der Winter steht vor der Tür.«

Bill hatte den Eindruck, als würde der Inspektor bewußt über ein anderes Thema reden. Ihre eigentlichen Sorgen waren für sie im Moment zu weit entfernt und die Probleme kaum erklärbar.

»Haben Sie eigentlich noch einmal nachgeforscht, wer für die Waldvernichtung in Frage kommt?«

»Wir laufen da gegen Mauern, Mr. Conolly.«

»Hier in der Nähe gibt es keine Firma?«

»Nicht daß ich wüßte.« Strong winkte einen Beamten heran. Der wußte genau, was er zu tun hatte.

Er kam mit einer Thermoskanne, in der heißer Kaffee schwappte.

»Auch einen Schluck?« fragte Strong.

»Gern.«

Mit der freien Hand hielt Bill die Papptasse, und der Inspektor schenkte ein. »Zucker, Mr. Conolly?«

»Ich nehme ihn schwarz.«

»Ebenfalls.« Er gab die Kanne wieder ab.

Beide Männer tranken die heiße, braune Brühe in kleinen Schlucken. Strong lachte plötzlich. »Derjenige, der den Kaffee erfunden hat, sollte einen Orden bekommen. Tut gut das Zeug, nicht wahr?«

»Und wie!«

Strong trank und schaute Bill dabei über den Rand der Tasse an. »Sie sehen bleich aus, Mr. Conolly.«

»Ist das ein Wunder?«

»Bestimmt nicht. Wollen Sie überhaupt noch bleiben?«

In Bills Augen glänzte es. »Und ob ich bleibe, Inspektor. Ich habe Ihnen den Mist schließlich eingebrockt. Glauben Sie im Ernst, daß ich kneife?«

»Nein, aber…«

»Kein aber, Mr. Strong. Ich ziehe das hier durch. Koste es, was es wolle. Außerdem hält die Spritze vor.«

Strong nickte. »Das ist alles gut, schön und wunderbar. Ich frage mich nur, was wir unternehmen sollen, wenn dieses kugelartige Monstrum tatsächlich das Haus verläßt.«

»Wir werden nichts tun.«

»Ach.«

»Wir können nichts tun. Wir müssen nur dafür sorgen, daß es sich keine Opfer holen kann, also auf Distanz halten. Das ist eigentlich alles.«

»Mir reicht es schon.«

»Auf Ihre Leute kommt einiges zu, Inspektor. Haben Sie die Männer darauf vorbereitet?«

»Nicht sehr intensiv. Es ist verdammt schwer, das zu tun, weil wir keinen konkreten Feind haben. Das heißt, wir haben ihn schon, aber er ist so irreal.«

»Leider.«

»Wäre das jetzt ein Killer, der sich im Haus verschanzt hat, hätten wir unsere Direktiven und wüßten genau, wie wir vorzugehen haben. So aber stehen wir wie die Ochsen vorm Berg und müssen warten oder vielleicht hoffen, daß etwas geschieht und unser Gegner die Initiative ergreift.«

Der Inspektor hatte Bill aus der Seele gesprochen. Wieder warf er einen Blick auf das angestrahlte Haus. Das Licht der Scheinwerfer stach auch gegen die Fenster und damit in die dahinterliegenden Räume hinein. Erkennen konnte Bill leider nichts, sein Sichtwinkel lag einfach zu ungünstig.

Inspektor Strong stellte die beiden Pappbecher ineinander. Einer seiner Leute brachte sie weg.

Ein anderer Mann, er stand in der Nähe des Hauses, setzte sich plötzlich in Bewegung. Ziemlich schnell lief er über die Fahrbahn. »Chef, ich glaube, da tut sich etwas.«

»Wo?«

»Im ersten Stock. Der Strahl leuchtet ja durch die Scheibe. Hinter ihr war die Bewegung.«

»Das sehe ich mir an.«

»Augenblick, ich gehe mit«, meldete sich Bill.

»Sie sind doch…«

»Laufen kann ich«, sagte Bill, und seine Stimme klang dabei ein wenig bitter.

Er hatte die Hände geballt. Auch die, die aus der Schlinge schaute. Durch seine Verletzung fühlte er sich nur als halber Mensch. Selbst das Laufen strengte ihn an, aber Bill gehörte zu den Personen, die keine Schwäche zeigten. Später, wenn alles vorbei war, wollte er sich ausruhen. Neben dem Standscheinwerfer blieben sie stehen. Ein Beamter umfaßte das schwarze Gehäuse und richtete den Strahl auf

das Fenster aus.

Der Polizist hatte von einer Bewegung hinter der Scheibe gesprochen. Strong und Bill sahen nichts, nur eine helle Fläche, die der Scheinwerfer schuf.

»Vielleicht hat er sich etwas eingebildet«, vermutete der Inspektor.

»Ich weiß nicht so recht«, flüsterte Bill. »Irgendwann wird das Wesen seine Gier nicht mehr bezähmen können und das Haus verlassen. Die Fenster sind die Schwachstellen.«

»Kann man es nicht mit Feuer bekämpfen?«

»Klar. Ich weiß allerdings nicht, ob Sie mit den Flammen die Haut zerstören können.«

»Bleibt nur noch Ihr Sinclair.«

»So ist es!«

»Chef, da hat sich etwas bewegt.« Der Beamte am Scheinwerfer hatte eine schon schrille Stimme bekommen. »Das sieht aus wie ein riesiger Kloß. Verdammt, schauen Sie doch!«

Die Männer schauten zu dritt hin. Auch Bill und Strong sahen jetzt die Bewegung hinter der Scheibe, und sie wirkte so, als würde sich dort eine gewaltige Woge bewegen, die einen Teil des Raumes ausfüllte. Nicht ohne Grund hatte sich die Kugel gegen die Scheibe gedrückt, und die hielt den Druck nicht aus. Sie brach!

Es sah fast so aus wie eine Zeitlupenszene, als die ersten Splitter aus dem Rahmen brachen und an der Hauswand entlang in den Vorgarten fielen, wo sie im weichen Boden steckenblieben.

Die Männer hatten dafür keinen Blick. Viel wichtiger war die gewaltige Kugel, die sich durch die Öffnung quetschte, sich dabei drehte, eingedrückt wurde und es schließlich schaffte, sich ihren Weg ins Freie zu bahnen.

Sie fiel…

Mit einem satten Geräusch klatschte sie zu Boden, für einen Moment wurde sie ziemlich flach, um sich einen Augenblick später wieder aufzurichten.

Sie stand tatsächlich auf kurzen, dünnen Beinen. Der Mann am Scheinwerfer bewegte ihn so, daß der breite Strahl auf die Kugel fiel, so daß man erkennen konnte, was in ihr schwappte.

Es waren bleiche und gelblich schimmernde Gebeine. Sie wurden von einer Seite zur anderen geschaukelt, rutschten wieder zurück, berührten sich, stießen gegeneinander und schaukelten weiter.

Unter den zuschauenden Polizisten entstand Unruhe. Sie riefen sich gegenseitig etwas zu, und Inspektor Strong hatte die Verantwortung übernommen.

»Zurück!« rief er. »Keiner darf mit der Kugel in Berührung kommen. Habt ihr verstanden?«

»Ja, Chef! Sollen wir schießen?«

»Noch nicht.«

Bill und der Inspektor zogen sich zurück. Auch der Beamte am Scheinwerfer verließ seinen Platz.

Er wurde von seinem Chef in den Hintergrund getrieben.

Noch hielten die beiden die Stellung.

Max Strong fragte: »Gibt es wirklich keine Möglichkeit, die Kugel zu stoppen?«

»Nein!«

»Ich versuche es trotzdem, Mr. Conolly.« Der Inspektor zog seine Dienstwaffe hervor, streckte den Arm aus und legte an.

Das Ziel konnte er praktisch nicht verfehlen. Die Kugel bewegte sich schaukelnd und zitternd durch den Vorgarten.

»Wenn Sie von Ihr erwischt werden, Inspektor, verschlingt das Wesen Sie. Dann löst es Ihnen die Haut von den Knochen.«

Strongs Gesicht verzerrte sich. »Hören Sie auf, Conolly!«

»Es ist aber so!«

Der Inspektor nickte, als wollte er sich damit selbst ein Zeichen geben. Er wartete noch, bis die Schußbahn völlig frei war, dann drückte er ab.

Nicht nur Bill erschrak, als der Schuß aufpeitschte. Auch die anderen zuckten zusammen. Die Beamten beobachteten ihren Chef, sie erwarteten, daß die Kugel platzte, doch sie irrten sich.

Das Geschoß prallte ab!

Es wurde zu einem Querschläger. Wie es der Zufall wollte, jagte es als deformiertes Teil in das Glas des Scheinwerfers und zerstörte ihn mit einem Schlag.

Die Splitter flogen dem Inspektor um die Ohren, der sich duckte und zur Seite lief.

Neben Bill blieb er stehen. »Sie haben recht gehabt!« keuchte er. »Sie haben so verdammt recht gehabt!«

»Ja.«

»Was machen wir jetzt?« Strong war völlig durcheinander. Die neuen Ereignisse hatten ihn aus dem Konzept gebracht.

Bill schaute ihn an. »Hatten Sie nicht einen entsprechenden Alarmplan, Inspektor?«

»Ja.«

»Dann sorgen Sie für eine Evakuierung. Und beeilen Sie sich. Das verdammte Monstrum verläßt bereits den Vorgarten…«

***

Ich kannte Morgana Layton schon einige Zeit. Aber noch nie hatte ich sie mit einer so traurigen Stimme sprechen hören.

Lupina starb!

Ich konnte es nicht begreifen und bewegte mich auch nicht, während

Suko langsam vorging. Zu viele Gedanken schossen mir durch den Kopf. Was hatte ich gegen Lupina bereits gekämpft? Wir waren Todfeinde gewesen. Die letzte der Mordliga hatte mir schreckliche Rache geschworen, es aber nicht geschafft.

Ihr dämonischer Weg war ein Auf und Ab gewesen. Niederlagen hatten sich mit Siegen abgewechselt, nun sah es aus, als hätte sie tatsächlich das Ende ihres Weges erreicht.

Aber nicht durch mich, sondern durch ein anderes Wesen, das eigentlich zu ihr gehörte.

»Komm du auch her, John!« vernahm ich Morganas Stimme. Sie klang leise und bittend.

Ich nickte. Als ich ging, kam ich mir vor wie ein alter Mann. So schwer war es für mich, die Beine zu heben. Am liebsten wäre ich stehengeblieben, aber ich wollte nicht feige sein und lief langsam über die Lichtung.

Morgana saß im unwirklichen Licht und sah aus wie ein Gespenst. Die blaßgrünen Streifen durchschnitten die graue Helligkeit. Kein Bühnenbildner hätte die Szene echter ausstaffieren können. Ich ließ meinen Blick über die Werwölfe gleiten. Das Licht erinnerte mich an einen dünnen Vorhang, auch das Grün kam mir bekannt vor. Abermals dachte ich an das geheimnisvolle Land Aibon, das entstanden war, als Himmel und Hölle sich trennten und in gewisser Weise ein Auffangbecken für all die Gestalten war, von denen in vielen Märchen und Geschichten berichtet wurde.

Ich konnte mir vorstellen, daß auch Mandragoro ein Teil dieses Landes war. Er paßte einfach dazu.

Aibon war Natur. Es hatte seine guten und auch seine schlechten Seiten.

Ich senkte den Blick.

Gleichzeitig schaute Morgana Layton zu mir hoch. In ihren Gesichtszügen las ich eine unendliche Trauer. Mit einer zarten Geste strich sie über Lupinas Gesicht, das für mich noch immer eine alte, graue Fratze war, auf der ein dünnes Fell wuchs.

»Sie stirbt, John…«

Ich hob die Schultern. »Möglich, aber du verstehst, daß ich keine Trauer empfinden kann.«

»Vielleicht.«

Lupina lag da und klagte. Das Heulen war wesentlich leiser geworden. Ich würde es als ein Jammern bezeichnen. Letztes Aufbäumen einer gequälten Kreatur, die genau wußte, daß sie am Ende ihres Weges angekommen war. Manchmal sah es so aus, als wollte sich ihr grauer und mit Stoffetzen bedeckter Körper aufbäumen, aber nur ein Zucken rann durch die Muskelstränge.

Lupina war einst eine schöne und prächtige Wölfin gewesen. Ich

erinnerte mich daran, daß man mich durch ein teuflisches Serum ebenfalls in einen Werwolf verwandelt hatte und ich mich sogar in Lupina verliebte. Das lag lange zurück, aber die Erinnerung daran war in meinem Kopf noch nicht gelöscht worden.

Wir hatten uns gehaßt, wir hatten uns gejagt, einen direkten Sieger hatte es nie gegeben.

Nun lag sie in den letzten Zügen!

Kein kalter, harter und raubtierhafter Blick mehr. Eher müde und gebrochen kamen mir ihre Augen vor. Das Fell war aschgrau und stumpf. Wenn Morgana mit ihren Händen zärtlich darüber hinwegstrich, konnte man den Eindruck bekommen, als würde sie es abzupfen. In der Tat fielen einige dünne Haare zur Seite.

»Nun?« fragte ich. »Will sie mir noch etwas sagen?«

»Ich weiß nicht, ob sie dich erkennt«, erwiderte Morgana. »Sie ist dem Tode sehr nahe.«

»Wie kam es dazu?«

»Mandragoro«, erklärte Morgana flüsternd. »Er allein trug die Schuld. Er war es, der sie in die Knie gezwungen hat. Fenris' Rechnung ist nicht aufgegangen. Oder er hat es geschafft, Lupina zu bestrafen und für immer loszuwerden. Es wird keinen Weg mehr für sie zurück in das wölfische Leben geben. Niemals, nie und nimmer…«

»Meine Frage ist damit noch nicht beantwortet. Woher nahm Mandragoro die Kraft oder die Waffe, eine mächtige Dämonin wie die Königin der Wölfe, die sie einmal gewesen war, zu vernichten.«

»Gift!« flüsterte Morgana leise, als hätte sie Angst, das Wort auszusprechen. »Es war Gift.«

»Dämonisches?«

»Sein Gift, John Sinclair. Er hat es ihr eingeipmpft. Es befindet sich überall in den Bäumen. Es lagert in den Zweigen und Ästen, die Lupina umklammert hatten. Willst du noch mehr wissen?«

»Sicher.«

»Die Zweige rissen Wunden, und in diese Wunden träufelte das Gift hinein.«

»Und sie kann nichts dagegen tun?«

»Nein, es ist eine andere Magie. Viel stärker noch als die der Silberkugeln.«

»Kennst du die Magie?«

Für eine Weile schaute sie mich nur an und streichelte weiter das Gesicht der Wölfin. »Ja, ich kenne sie. Aus einer anderen Welt und anderen Zeit soll sie stammen.« Morganas Gesicht nahm plötzlich einen nachdenklichen Ausdruck an. »Man hat dieser Welt den Namen Aibon gegeben. Und von dort stammt auch Mandragoro.«

»Ich kenne Aibon.«

»Das weiß ich. Du kennst vieles, und du wirst jetzt miterleben, wie

Aibons Kraft Lupina zerstört. Aber darauf solltest du dir nichts einbilden, Geisterjäger, du…« Ihre Stimme wurde sehr leise und erstickte schließlich in Tränen.

Suko verhielt sich ruhig. Er stand wie eine von grüngrauem Licht umspielte Statue neben mir und zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern. Er hatte erfaßt, daß diese Dinge nur Lupina, Morgana und mich angingen. Auch die Werwölfin rührte sich nicht mehr. Es war still geworden. Kein Laut erfüllte die Lichtung. Eine unheimliche Ruhe vor dem Sturm.

»Weshalb trauerst du so um sie?«

»Das muß ich. Wir haben den gleichen Stamm. Bevor die Menschen waren, gab es schon die Wölfe, John Sinclair. Da hat es uns beide schon gegeben, das weißt du. Jetzt wird einer von uns sterben. Es sieht aus wie das Ende einer Ära, es ist auch so etwas wie ein Ende, aber gleichzeitig ein Neubeginn, denn die Wölfe werden überleben. Sie sind stärker als die Menschen, so steht es geschrieben. Auch wenn eine geht, andere werden folgen. Irgendwo und irgendwann…«

»Wirst du diejenige sein, die sich dann endgültig gegen mich stellt, Morgana?«

»Ich stehe am Beginn. Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht liegt es nicht in meiner Hand, denn über mir steht noch ein Mächtiger, das weißt du.«

»Ja, Fenris!«

»Sicher. Er hat uns geschickt, er wird Pläne mit uns haben, er…« Sie stoppte ihre Rede, weil sich Lupina in ihrem Schoß bewegte. Das halb wölfische und halb menschliche Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. Sie öffnete ihr Maul. Ein trockenes Röcheln drang hervor, das sich anhörte wie ein schwerer Atemzug. Auf einmal bekam ihr Blick Glanz. Ich sah in den Augen so etwas wie Erkennen.

Sie starrte mich an.

Ich schaute zurück.

Keiner wich dem Blick des anderen aus. Lupina quälte sich, das war zu merken. Sie wollte mir etwas mitteilen, aber sie hatte Mühe, weil sie schon halb degeneriert war.

Dennoch brachte sie Worte hervor, die begleitet wurden von allerlei furchtbaren Lauten. Sie hörten sich so gequält an, so bedrückt, krächzend und seufzend.

»Gewonnen, Geisterjäger, du hast gewonnen. Es… es war ein langes Spiel.« Ihre Hand suchte Morganas Arm und krampfte sich darum fest. »Ein verdammt langes Spiel. Ich habe immer gedacht, Sieger werden zu können, es stimmte nicht. Aber ich spüre einen Triumph in mir, John Sinclair. Du hast es nicht geschafft, mich zu vernichten. Nein, du nicht. Ich selbst konnte mich vor dir in Sicherheit bringen. Daß ein anderer als du noch stärker war, damit habe ich zuletzt nicht

gerechnet. Jetzt kannst du zusehen, wie ich sterbe.« Sie schüttelte plötzlich den Kopf, weil Schmerzen durch ihren Körper zuckten. »Willst du mir noch etwas mit auf den Weg geben?«

»Das werde ich gern tun!«

»Dann sag es!« keuchte sie. »Sag es schnell. Ich spüre, daß die Zeit verrinnt.«

»Ja, Lupina, ich werde dir meine Meinung sagen. Ich finde es nicht einmal bedauerlich, daß du stirbst. Nein, es kann kein Bedauern geben. Du hast zuviel Unglück über die Menschheit gebracht. Und ich freue mich darüber, daß es dich bald nicht mehr geben wird!«

»John!« schrie Morgana Layton auf.

»Es ist die Wahrheit«, sagte ich. »Weshalb sollte ich lügen. Sie ist kein Mensch, ich kann sie nicht bedauern. Sie hätte nicht einmal davor Halt gemacht, Kinder zu töten. Nein, Lupina hat ihre gerechte Strafe bekommen.«

»Ich wußte es, Sinclair!« sagte die Königin der Wölfe. »Ich wußte, daß du so denken würdest.«

»Dann ist ja alles klar.«

Sie riß sich noch einmal zusammen. Mit der Formulierung ihrer Worte bekam sie Schwierigkeiten, doch sie ließ sich nicht beirren. »Eines, Sinclair, gönne ich dir. Du wirst auch auf einen Besseren treffen, der dich vernichtet. Und vielleicht dauert es gar nicht mehr so lange, dann wirst du zur Hölle fahren…«

Das Wort fahren bekam sie nicht mehr richtig über die Lippen, weil tief in ihrem Innern ein Ton aufklang, der sich zu einem schaurigen Heulen verdichtete und wie eine mörderische Botschaft und gleichzeitig als letztes Signal durch den von Mandragoro beherrschten Wald geisterte.

Danach fiel sie zusammen.

Morgana Layton blieb stocksteif sitzen. Sie tat nichts mehr, weil sie nichts mehr tun konnte, denn zwischen ihren Händen zerfiel Lupinas Kopf zu Staub. Dabei brauchte Morgana ihn nicht einmal zusammenzudrücken, die Reste rieselten so dusch die Lücken zwischen ihren Fingern und bedeckten den Boden.

Sie blieb steif sitzen.

Ich aber schaute auf den kopflosen Körper, hörte Suko hastig atmen und bekam auch mit, wie die andere Gestalt der Werwölfin allmählich verging. Da jedoch blieb kein Staub zurück, wir sahen schließlich auf ein helles Gerippe, das durch das Licht angestrahlt wurde.

»Sie ist nicht mehr!« sagte Morgana und senkte den Kopf. Ob sie weinte, konnten Suko und ich nicht erkennen, wir jedenfalls schauten uns an. Lupina war tot, dennoch wollte kein Gefühl des Triumphes in mir hochsteigen.. Suko erging es ähnlich, das entnahm ich seinem blaß wirkenden Gesicht. Er hob die Schultern.

»Sag nichts«, bat ich ihn.
»Klar.«
Ich stieß Morgana gegen die Schulter. »Laß mich, John Sinclair. Ich will bleiben.«
»Bei ihr?«
»Ja.«
»Nein, du kannst nicht bleiben. Eine hat Mandragoro geschafft. Willst du auch sterben…?« Meine Stimme glich dem scharfen Säuseln des Windes, so flüsternd hatte ich gesprochen.
Suko redete lauter. »John, schau dich um. Wir haben noch jemand vergessen!«
Ich richtete mich wieder auf. Und da sah ich sie.
Sie waren zu viert, und sie waren einmal Pfadfinder gewesen, doch dieser Wald hatte sie zu Monstren gemacht. Sie hockten an verschiedenen Eckpunkten der Lichtung und starrten uns aus ihren blaßblauen Augen an, als wollten sie jeden Moment gegen uns springen.
Ich griff nach meinem Bumerang. Suko wollte die Dämonenpeitsche hervorholen, doch wir wurden beide von der Stimme gestoppt. Sie war überall, sie kam von überall her, schien aus jedem Stamm, Zweig oder Ast zu dringen, und sie sagte Worte, die fast friedlich klangen.
»Es hat genug Gewalt gegeben…«

***

An Gewalt dachte auch Bill Conolly, als er und der Inspektor sich zurückzogen.
Die Beamten waren dabei, in die Häuser einzudringen und die Menschen in Sicherheit zu bringen.
Noch war Zeit genug, denn das mörderische Kugelwesen zeigte sich unschlüssig. Es hatte den Vorgarten ebenso hinter sich gelassen wie den schmalen Gehsteig, stand jetzt auf der Straßenmitte und drehte sich auf der Stelle, als könnte es sich nicht entscheiden, in welche Richtung es gehen wollte.
»Vielleicht verschwindet es auch!« hoffte der Inspektor.
»Nicht, solange Menschen sich in seiner Nähe aufhalten. Davon ernährt es sich.«
»Mann, Conolly, ich sollte Sie einsperren!«
»Kann ich mir denken, Strong, aber ich wußte mir nicht anders zu helfen.«
Das Monstrum ging vor. Es hatte sich für eine Richtung entschieden und bewegte sich auf die beiden Männer zu.
Bill und der Inspektor gingen sicherheitshalber zurück. Der Reporter fragte: »Wo mündet diese Straße?«
»In einer Kreuzung. Wenn es sich dort nach rechts wendet, gelangt es

tiefer in den Ort.«

»Und bei der anderen Seite?«

»Wird es in einen kleinen Park kommen.«

»Wollen wir das Beste hoffen.«

Das kugelförmige Ghoulwesen dachte nicht daran, die Straßenseite zu wechseln. Es blieb in der Mitte und behielt auch die Richtung bei, denn es hatte Max Strong und Bill Conolly ins Visier genommen.

Der Inspektor räusperte sich. »Verdammt, jetzt wird es ernst.«

Aus dem Hintergrund hörten sie Stimmen. Zahlreiche Menschen waren dabei, in panischer Hast ihre Häuser zu verlassen, abgeführt und angetrieben durch die barschen Worte der Polizisten.

Plötzlich fielen Schüsse.

Und zwar dort, wo die Straße endete und sich ein Lichtteppich ausbreitete. Ein Wagen raste herbei.

Der Fahrer hatte das Fernlicht eingeschaltet. Max Strong lief krebsrot an. »Verdammt, ist dieser Idiot denn wahnsinnig, der muß lebensmüde sein.«

Was immer er auch sein mochte, das kugelförmige Goulmonstrum jedenfalls wurde durch den heranbrausenden Wagen nicht nur irritiert, sondern auch abgelenkt.

Es drehte sich herum…

***

Mandragoro hatte gesprochen, und er war tatsächlich mit einer Art von Friedensangebot an uns herangetreten.

Wir sahen ihn nicht, und doch war er da. Ihm gehörte der Wald. Er war der Wald. Er lauerte überall.

In den Bäumen, im Boden, sein Geist erfüllte die Umgebung, und vielleicht war er auch das Licht, das schleierartig über dem freien Flecken hing.

Ich warf Suko einen Blick zu. Der hob nur die Schultern. Einen Rat konnte er mir auch nicht geben.

Also mußten wir abwarten und darauf hoffen, daß sich Mandragoro tatsächlich einsichtig zeigte.

Vielleicht hatte er auch eine gewisse Angst, denn durch mein Kreuz hatte ich ihm bewiesen, daß mit uns zu rechnen war.

»Ein Ziel hast du erreicht, Mandragoro!« sprach ich ins Blaue hinein. »Wie sieht dein nächstes aus? Wirst du uns vernichten?«

»Sie ist tot. Sie mußte sterben!« Seine Stimme glich dem Rauschen belaubter Bäume, wenn der Wind durch sie fuhr. »Sie wollte mir diesen Platz streitig machen, aber er gehört mir.«

»Ein zerstörter Platz?« fragte ich.

»Das haben Menschen getan.«

»Ich weiß. Wir haben versucht, sie zu jagen. Es ist uns noch nicht

gelungen…«

»Sie werden ihrer Strafe nicht entgehen, das weiß ich. Menschen sind der Tod der Natur, und ich liebe die Natur. Ich bin Natur, ich vereinige vieles von dem, an das Menschen nicht mehr glauben wollen.«

»Das wissen wir. Was willst du noch?«

»Ihr könnt den Wald verlassen!«

Damit hatte Mandragoro Suko und mich überrascht. Ich schüttelte verwundert den Kopf. »Hast du dich da nicht versprochen, Mandragoro?«

»Nein, ich gebe euch frei. Ich werde nicht gegen euch kämpfen.«

»Und weshalb nicht?« fragte Suko.

»Weil ihr Fürsprecher habt!«

Mein Lachen hallte über die Lichtung. »Fürsprecher ist gut. Etwa der Teufel?«

»Er nicht, aber fast eine ganze Welt. Sie will nicht, daß ihr getötet werdet.«

»Du sprichst von Aibon?«

»So ist es. Aibon ist das Paradies. Es wartet, und ich werde hingehen und die mitnehmen, die noch zurückgeblieben sind. Irgendwann werden sie zurückkehren und sich an denen rächen, die diesen Wald so grausam zerstört haben.«

»Sprichst du von den Monstren?«

»Von wem sonst?«

»Dann werden wir Morgana mitnehmen«, erklärte ich mit harter Stimme. »Sie hat dir nichts getan…«

»Auch Lupina nicht!« widersprach er.

Morgana hatte längst bemerkt, daß es um sie ging. Sie war aufgestanden und schaute in die Runde.

Suko ging zu ihr. Er stellte sich schützend neben sie. Ich hielt meinen Bumerang wurfbereit in der rechten Hand und in der anderen das so wichtige Kreuz.

Kam es zu einem Kampf?

Nein, Mandragoro lenkte ein. »Es hat genug Gewalt gegeben. Ihr könnt sie nehmen. Geht mit ihr weg, aber sie soll nie mehr zurückkehren. Dieser Wald ist für alle Zeiten verflucht. Er wird so lange tot bleiben, bis ich diejenigen zur Rechenschaft gezogen habe, die sich für das Grauen verantwortlich zeigen. Jetzt aber trennen sich unsere Wege. Ich sage nicht, lebt wohl. Geht so schnell wie möglich. Es ist nicht mehr weit. Lauft in das Licht hinein, dann werdet ihr den Weg schon finden, aber denkt immer daran, daß ihr noch bei mir etwas gut habt.«

Es waren die letzten Worte des unsichtbar gebliebenen Mandragoro. Und wie auf einer großen Bühne oft demonstriert, so verlöschte auch

hier allmählich das Licht.

Die Monster verschwanden, die Umrisse des Gespenster-Waldes wurden aufgesaugt, und wir standen zu dritt auf der stockfinsteren Lichtung.

»Das war's wohl«, sagte Suko leise, während er seine Lampe einschaltete. »Wir sollten seinen Rat befolgen.«

»Und Lupina?« fragte Morgana Layton.

Ich antwortete mit einer Gegenfrage. »Kann sie ein besseres Grab bekommen, als in einer zerstörten Landschaft? Auch sie hat immer zerstören wollen. Hier ist sie bestens aufgehoben…«

Für Suko und mich war das Kapitel Lupina abgeschlossen. Und zwar endgültig!

***

Mandragoro hatte uns nicht belogen. Es dauerte nicht sehr lange, als wir wieder normales Gebiet betraten. Wir nahmen einen kühlen Geruch wahr, der uns entgegengeweht wurde. Es roch nach herbstlichem Laub, das allmählich vor sich hinfaulte.

Dieser Geruch war herrlich. Wir mußten die Blätter an den Bäumen einfach anfassen, so sehr freuten wir uns darüber, daß es sie überhaupt noch gab. Mit unseren Füßen schaufelten wir das auf dem Boden liegende Laub in die Höhe, erfreuten uns wie kleine Kinder an den Geräuschen und fanden auch den Weg, der uns zurück zum Wagen brachte.

Das Licht unserer Lampen fiel auf die Karosserie. Der Nebel hatte ihr einen stumpfen Glanz verliehen.

Ich ging schneller, schloß den Wagen auf und wunderte mich, daß Suko nicht kam.

Ich rief nach ihm.

»Keine Sorge, John, ich bin schon in der Nähe.« Tatsächlich zuckte dort, wo er stand, Licht auf.

»Aber Morgana ist verschwunden.«

»Wieso?« fragte ich ziemlich perplex.

»Sie ist weg.«

»Und wohin?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen. Jedenfalls habe ich sie nicht mehr gesehen.«

Suko kam zu mir. Auch ich leuchtete, aber Morgana hielt sich versteckt. Sie wollte ihren eigenen Weg gehen, und wahrscheinlich würde Fenris sich mit ihr in Verbindung setzen.

Als Suko den Wagen erreicht hatte, deutete ich auf die Beifahrertür. »Steig ein.«

»Du willst sie nicht suchen?«

»Nein.«

»Okay.«

Als ich wenig später wendete und das Licht der Scheinwerfer blaß über die belaubten Büsche strich, sahen wir sie ebenfalls nicht. Sie mußte ihren Weg gehen, wir unseren.

Bis Oswestry hatten wir nicht weit zu fahren. Vor Mitternacht noch konnten wir den Ort erreichen.

Natürlich diskutierten wir über den Fall und auch darüber, ob wir uns falsch verhalten hatten.

»Hätten wir bleiben sollen?« fragte ich.

»Und dann?«

»Wäre es gegen Mandragoro gegangen.«

»Richtig. Aber auch gegen Aibon.«

Suko lachte leise. »Das hat dich abgeschreckt?«

»Stimmt. Ich möchte mir Aibon nicht zum Feind machen. Feinde haben wir schon genug.«

»Das meine ich auch.«

Als wir die normal asphaltierte Straße erreichten, konnte ich etwas aufdrehen. Ein erstes Hinweisschild sahen wir sehr bald am linken Straßenrand. Es waren mehrere Orte darauf vermerkt. Unter anderem auch Oswestry.

Ich hatte mich mittlerweile wieder etwas entspannt. »Bill wird toben, wenn wir ihm berichten, daß die Sache gelaufen ist.«

»Und ich könnte toben, John, weil ich nicht weiß, wer hinter dieser verdammten Zerstörung steckt.«

»Das kriegen wir noch heraus.«

»Man hat den Professor gekillt. John, die Männer im Hintergrund schneiden jede Spur ab.«

Suko bekam von mir keine Antwort mehr. Beide hatten wir das rote Stopplicht einer Kelle gesehen, die jemand schwang, der mitten auf der Fahrbahn stand.

»Was ist da denn los?« fragte Suko.

»Keine Ahnung. Das sieht mir ganz nach einer Polizeiaktion aus. Vielleicht gibt's Ärger.«

Wir hielten an. Zwei Polizisten hatten eine Sperre errichtet. »Fahren Sie wieder zurück!« wurden wir angewiesen. »Die Stadt ist gesperrt.«

»Und weshalb?«

»Das geht Sie nichts an.«

Suko und ich warfen uns einen Blick des Einverständnisses zu. Mein Freund nickte, und ich startete.

Der Beamte mußte hastig zurückspringen, als der Rover jaulend losfuhr. Fast hätte ich noch die Sperre durchbrochen. Hinter uns klangen Schüsse auf. Wegen des offenen Seitenfensters waren sie deutlich zu hören.

»Wollen die uns durchlöchern, diese Idioten?« fragte Suko und

duckte sich.
Ich fuhr weiter. Längst waren wir in die Stadt geschossen.
Fernlicht!
Die breiten, hellen Bänder legten sich über die Fahrbahn und tauchten sie in ein weißgelbes, leicht blendendes Licht. Wir sahen Polizisten, unter den abgestellten Wagen auch einen Porsche. Wir hatten wirklich durch Zufall genau die Straße gefunden, in der Bill Conolly seinen Besuch hatte abstatten wollen.
Anscheinend war es nicht so ruhig zugegangen.
»John, das darf nicht wahr sein!« hörte ich Suko sprechen.
Auch ich traute meinen Augen kaum. Mitten auf der Fahrbahn trafen die hellen Streifen der Scheinwerfer ein Kugelwesen, daß sich auf zwei Beinen fortbewegte.
Eine Ghoul-Mutation, wie ich sie vom Planeten der Magier kannte. Gefährlich und fast unbesiegbar.
Wenn es durch Bills goldene Pistole entstanden war, dann hatte sich mein Freund in höchster Not befunden.
Ich bremste.
Wieder jaulten die Reifen, als würde ihnen die negative Beschleunigung wehtun.
Der Wagen stand noch nicht ganz, als ich heraussprang und die letzten Yards rannte…

***

»John, endlich!«
Es war Bill Conollys erlösender Schrei, der mich noch stärker antrieb. Nur ich hatte die Chance, dieses Wesen zu vernichten. Als große-Kugel erschien es vor mir. In seinem Innern schwappten von schleimiger Flüssigkeit bedeckt - bleiche Gebeine.
Dieses Wesen hatte also sein Opfer schon bekommen. Aber es war unersättlich.
Dem schob ich einen Riegel vor.
Wie viele Augenpaare zusahen, als ich mich vorwarf und gegen diese Schleimkugel prallte, wußte ich nicht. Irgendwo schrie jemand auf, aber ich hatte das Wesen zuerst mit dem Kreuz berührt. Dessen Kräfte waren stark genug, um es zu zerstören.
Vor meinen Augen zerplatzte es. Ein Schleimregen wurde in die Luft geschleudert und fiel wieder dem Boden zu. Ich lief in der Zwischenzeit geduckt weg, weil ich von dem stinkenden Zeug nicht unbedingt getroffen werden wollte.
Vom Gehsteig aus schaute ich zu, wie das Zeug auf die Straße klatschte und zu einer Lache zusammenlief. In der Mitte lagen die Gebeine wie ein schauriger Totengruß.
Nur allmählich überwanden die Leute ihre Überraschung. Suko

erreichte mich als erster. Dann eilte Bill herbei, zusammen mit einem Mann, den ich nicht kannte. Ich hatte auch nur Augen für meinen Freund, dessen linker Arm in einer Schlinge hing.

»Was ist dir denn passiert, Bill?«

»Eine verdammt böse Geschichte.«

Wie böse sie tatsächlich gewesen war, erfuhr ich in der folgenden halben Stunde. Ich wußte auch, daß der Mann an Bills Seite ein Kollege war, der durch ein Megaphon Entwarnung gab.

Wir konnten unsere Erlebnisse austauschen, und Bill schüttelte immer wieder den Kopf. »Ich kann es nicht fassen, daß Lupina tot ist.«

»Ihre Gebeine modern im Gespensterwald. Sie hat den Kampf gegen Mandragoro verloren.«

»Ja, das muß wohl so sein.«

Wir sahen, wie er schwankte, und Suko fing ihn schnell auf. Er zog ihn in den Rover.

Dann hatte ich Erklärungen abzugeben. Meinen Namen hatte der Inspektor bereits gehört, jetzt wollte er natürlich mehr wissen. Ich tat ihm den Gefallen und erstattete Bericht, gab aber zu, daß wir den Fall nicht gelöst hatten.

»Dann wissen Sie also nicht, wer dieses Waldstück vernichtet hat?«

»Nein.«

Der Inspektor verengte die Augen und ballte die Hand. »Vielleicht finde ich eine Spur.«

»Ich würde es Ihnen gönnen.«

Mit zwei Wagen waren wir gekommen, mit zwei Wagen würden wir auch wieder zurückfahren. Nur mußte einer von uns den Porsche übernehmen. Suko zeigte sich dazu bereit.

Bill blieb bei mir im Rover. »Wenn du es schaffst, John, können wir jetzt schon fahren.«

»Magst du die Stadt nicht?«

»Sie ist toll, wirklich. Mich regt nur auf, daß hier ab und zu die Messer fliegen und ich im Weg stehe.«

»Bis morgen früh sollten wir schon warten.«

»Meinetwegen. Wenn du einen ausgibst.«

»Daran soll es nicht scheitern.«

Das aber hörte Bill Conolly nicht mehr. Er war im Fond des Rover eingeschlafen…

ENDE des Zweiteilers